



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Behinderung und gesellschaftliche Zuschreibungen.
Ein ableismuskritischer Beitrag im Rahmen der
deutschsprachigen Disability Studies.“

verfasst von / submitted by
Ines Kemna, B.A.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2023 / Vienna, 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudiengang Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sabine Prokop

Abstract (Deutsch)

Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit der Frage, welche Erfahrungen behinderte Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen erleben und wie diese Zuschreibungen mit einer ableismuskritischen Herangehensweise gesellschaftstheoretisch eingeordnet werden können. Ableismus lässt sich als Diskriminierungsform gegenüber Menschen mit Behinderung und als in gesellschaftliche Verhältnisse eingebettete Denkform begreifen. Die Kritik an Ableismus problematisiert die gesellschaftlichen Fähigkeitsideale und Körpernormen.

Anhand einer qualitativen Inhaltsanalyse autobiographischer Texte von Personen mit Behinderung werden deren Zuschreibungserfahrungen erhoben und es zeigt sich, dass den ableistischen Stereotypen und strukturellen Ausschlüssen von behinderten Menschen, gesellschaftliche Strukturen und Denkformen – wie die Konstruktion von Normalität, das Ideal von (Leistungs-)Fähigkeit und Autonomie und der Leugnung von Abhängigkeit – zugrunde liegen. Mit der vorliegenden Theoretisierung von Ableismus wird ein im deutschsprachigen Raum noch weitgehend unbekannter Zugang vorgestellt. Damit beginne ich eine Forschungslücke zu schließen und verorte mich innerhalb der deutschsprachigen Disability Studies.

Abstract (English)

This master's thesis deals with the question of what experiences disabled persons have with social attributions and how these attributions can be classified in terms of social theory using an approach critical of ableism. Ableism can be understood as a form of discrimination against people with disabilities and as a form of thinking embedded in social relations. The critique of ableism problematizes the socially embedded ideals of ability and body norms.

By means of a qualitative content analysis of autobiographical texts of persons with disabilities, their experiences with social attributions are surveyed and show that ableist stereotypes and structural exclusions of disabled people are based on social structures and forms of thinking – such as the construction of normality, the ideal of ability, efficiency and autonomy and the denial of dependency. With the theorization of ableism, an approach still largely unknown in the German-speaking research is presented. Thus, I begin to fill a gap in research and locate myself within German-speaking disability studies.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
1.1. Forschungsstand	6
1.2. Relevanz für die Internationale Entwicklung	10
1.3. Forschungsfragen.....	12
1.4. Methodisches Vorgehen und Sampling.....	13
1.5. Aufbau	17
2. Behinderung, die Behindertenbewegung und die Disability Studies	19
2.1. Das gesellschaftliche Verständnis von Behinderung im historischen Verlauf.....	19
2.2. Die Behindertenbewegung	23
2.3. Die Disability Studies	26
3. Modelle von Behinderung.....	30
3.1. Das individualisierende Modell von Behinderung	30
3.2. Das soziale Modell von Behinderung.....	32
3.3. Das kulturelle Modell von Behinderung	33
4. Ableismus und Ableismuskritik	36
4.1. Was heißt Ableismus?.....	37
4.2. Gesellschaftliche Normen und Normalität	39
4.3. Das gesellschaftliche Ideal des Fähig-Seins	43
4.4. Autonomie und Leugnung von Abhängigkeit	45
4.5. Ableismuskritik	46
5. Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen	48
5.1. Behinderte Menschen als die ‚Anderen‘	49
5.2. Normen und die Anforderung ‚normal‘ zu sein.....	55
5.3. ‚Nicht-Können‘ und Leistung.....	60
5.4. Das Narrativ von ‚Heilung‘ und die Forderung nach Anpassung	65

5.5. Stereotype, Sprache und Barrieren	70
6. Fazit und Ausblick.....	79
Literaturverzeichnis.....	88

1. Einleitung

Wenn ich zurückschaue, wurde in gesellschaftstheoretischen oder feministischen Diskussionen und Debatten in meinem universitären und nicht-universitären Raum die Themen Behinderung und Ableismus weder tiefgehend thematisiert und noch weniger theoretisiert und in all die Gedanken über Gesellschaft analytisch miteinbezogen. Auch wenn sich in den letzten Jahrzehnten die Thematisierung von Behinderung und Repräsentation von behinderten Menschen ¹, hin zu mehr Sichtbarkeit verschoben hat, ist dieser Einbezug in einen wissenschaftlichen Kanon maßgeblich durch die Kämpfe behinderter Aktivist_innen ² entstanden. Trotzdem halten sich weiterhin stereotype Zuschreibungen und gesellschaftliche

¹ In von mir rezeptierten Quellen und auch in eher Alltagssprachlichen Texten finden sich meist zwei Bezeichnungen, um Menschen mit Behinderung bzw. behinderte Menschen zu benennen: Einmal die ‚person first language‘, im Deutschen: Person oder Mensch mit Behinderung. Bei der Verwendung dieses Begriffs wird der Mensch vor der Behinderung betont. Die andere Benennung ist die ‚identity first language‘; im Deutschen also behinderte Person. Diese argumentiert, dass die Behinderung nicht von der Person zu trennen sei. (Schöne 2022: 29f). Da ich keine diskriminierenden Fremdzuschreibungen reproduzieren möchte und ich in verschiedenen Texten beiden Benennungen als Selbstbezeichnung begegnet bin, werde ich in der vorliegenden Arbeit in wechselnden Abständen beide Bezeichnungen verwenden.

Bezeichnungen wie ‚Menschen mit besonderen Bedürfnissen‘ oder ‚Handicap‘ werde ich nicht verwenden, da sie nicht der Selbstbezeichnung von Menschen mit Behinderung entsprechen. Die Bedürfnisse von behinderten Menschen unterscheiden sich nicht von denen nichtbehinderter Menschen. Die Bezeichnungen werden oft verwendet, da ‚Behinderung‘ oder ‚behindert‘ als beleidigend vermutet werden, diese jedoch neutrale Begriffe darstellen. Zudem wird in den Disability Studies in manchen Kontexten – wenn es um die körperliche Ebene geht, z.B. die fehlende Sehkraft oder eine Chronische Krankheit – der Begriff ‚Beeinträchtigung‘ verwendet, der sich von Behinderung insofern unterscheidet, als dass darin die gesellschaftlich behindernde Ebene nicht miteinbezogen wird. Dies werde ich im weiteren Verlauf der Arbeit noch näher beleuchten.

² Im Sinne einer gendergerechteren Schreibweise werde ich, wenn eine Gruppe von Personen unabhängig ihres Geschlechts bezeichnet wird, mit dem _ die meist in binären Bezeichnungen genannten Gruppen verbinden und somit auf die Vielfalt geschlechtlicher Identitäten jenseits der Binarität von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ hinweisen, gleichzeitig jedoch auch den gewohnten Lesefluss irritieren, sodass, wenn es zur gesprochenen Sprache kommt, eine kleine Pause entsteht, wie z.B. bei Schüler_innen. Der Unterstrich _ soll dazu dienen, einerseits die Vielfalt von Positionierungen und Geschlechtsidentitäten in schriftlicher Form darzustellen, andererseits die Konstruiertheit von Geschlecht aufzeigen und auch auf die Möglichkeit verweisen, diese Kategorien zu transformieren. Wenn es darum geht, die Gewachsenheit und die Betroffenheit patriarchaler Strukturen in Form einer Cis-Normativität sichtbar zu machen, werde ich von cis, trans, inter und nicht-binären Personen schreiben. Trotzdem wird es in manchen Kontexten, vor allem auf einer gesellschaftsanalytischen Ebene, notwendig sein, von den von der Gesellschaft hervorgebrachten vergeschlechtlichten Subjekten von Frau und Mann zu schreiben. Ich habe mich dagegen entschieden, hinter Frau oder Mann ein * zu setzen, da es vor allem aus der Perspektive von trans Personen Kritik an der Verwendung des * hinter Mann/Frau gibt. Kritisch daran gesehen wird, dass der * zum Teil verwendet wird, um einen Unterschied zwischen cis (cis-geschlechtlich bezeichnet die Geschlechtsidentität, die mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt) und trans Personen zu ziehen und der Begriff Frau* zum Teil in transmisogynen Argumentationen verwendet wird, um zu untermalen, dass trans Frauen, keine Frauen seien. Zudem wird der Begriff Frau*/Mann* teilweise für Personen verwendet, denen bei der Geburt zwar das weibliche oder männliche Geschlecht zugewiesen wurde und die auch aufgrund von Zuschreibungen zum Teil ähnliche Erfahrungen innerhalb der patriarchalen Gesellschaft machen, sich jedoch nicht mit Mann oder Frau identifizieren, sondern als nicht-binär, und daher auch die Bezeichnung mit einem angefügten * nicht deren Geschlechtsidentität entspricht. Aus diesen Gründen lehne ich die Verwendung des * hinter den binären Bezeichnungen von Mann und Frau ab. (Yaghoobifarah 2018: o. S.)

Ausschlüsse, welche Menschen mit Behinderung oft in eine homogene Gruppe einordnen. Gesellschaftliche Strukturen und Vorstellungen davon, was als ‚normal‘ und ‚nicht-normal‘ gilt, und damit einhergehende Ausgrenzungen betreffen Menschen mit Behinderung im besonderen Maße. Behinderte Menschen werden weiterhin an den Rand gedrängt und von nichtbehinderten Menschen objektifiziert oder romantisierend und vermeintlich bewundernd als Inspiration betrachtet.

Im universitären und wissenschaftlichen Rahmen wird Behinderung und die Lebenssituation behinderter Menschen oft nur als Thema von Studiengängen wie Sozialer Arbeit, Psychologie oder Sonder- und Heilpädagogik oder im Gesundheits- und medizinischen Bereich verhandelt, welche sich auf der Ebene der angewandten Wissenschaften bewegen. Auch wenn sich seit den 1970er Jahren durch die Selbstorganisation behinderter Personen die Disability Studies, zunächst im englischsprachigen und dann auch im deutschsprachigen Raum, im akademischen Kontext etabliert haben, kann die Thematisierung von Behinderung immer noch als unterrepräsentiert beschrieben werden. (Waldschmidt, Karim 2022: 3f)

In den Disability Studies wird nicht in der Binarität Menschen mit oder ohne Behinderung oder als strikt voneinander getrennte und entgegengesetzte Gruppen gedacht. Vielmehr setzen sie sich damit auseinander, ‚Behinderung‘ und ‚Normalität‘ zu problematisieren. In diesem Zusammenhang werden die häufig durch den Rückgriff auf biologische Phänomene entstehenden Naturalisierungen in Bezug auf soziale Ungleichheiten und Benachteiligungs- und Privilegierungsprozesse kritisiert. (Windisch 2014: 25)

Die Thematisierung von Behinderung greift einerseits gesamtgesellschaftlich nach wie vor bestimmte Stereotype auf und ruft Bilder hervor, wie eine behinderte Person aussehe oder wie sie von der ‚Normalität‘ abweiche, sodass es gesellschaftlich Behinderung zu ‚brauchen‘ scheint, um die Konstruktion von ‚Normalität‘ aufrechtzuerhalten. Auf der anderen Seite gibt es gerade aus der Behindertenbewegung heraus die Aneignung des Begriffs und der Kategorie und den positiven Bezug darauf, ‚behindert‘ zu sein, um dafür zu kämpfen, dass Behinderung selbst zur Normalität wird und nicht als Abweichung oder als ‚zu heilende Krankheit‘ gesehen wird. (Waldschmidt 2007: 68; Schöne 2022: 27f)

In der vorliegenden Arbeit werde ich einen Einblick in die Disability Studies geben und Erfahrungen, die behinderte Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen erleben, sichtbar machen. Hierfür werde ich autobiographische Texte von deutschsprachigen behinderten Personen heranziehen und mit einer qualitativen Inhaltsanalyse untersuchen (siehe Kapitel 1.4.)

und die dort geschilderten erfahrenen Zuschreibungen gesellschaftstheoretisch einordnen. Gesellschaftliche Strukturen und Denkmuster, die anhand bestimmter Fähigkeitszuschreibungen, behinderte Menschen be- und abwerten, werden innerhalb der Disability Studies unter dem Begriff Ableismus gefasst und kritisiert. Die Problematisierung von Ableismus (Kapitel 4), die im deutschsprachigen Raum bisher wenig ausformuliert und theoretisiert wurde, dient in der vorliegenden Arbeit dazu, die in den autobiographischen Texten geschilderten gesellschaftlichen Zuschreibungen gesellschaftstheoretisch einzuordnen.

Ableismus lässt sich, wie andere Ismen – zum Beispiel Rassismus oder Sexismus – nicht als reine Diskriminierungsform, sondern als ideologisches Denkmuster verstehen, das sich auf in den gesellschaftlichen Verhältnissen eingelagerte Ideale und Normen bezieht und diese hervorbringt (vgl. Maskos 2010: o. S.). Es drückt sich in Form von stereotypen Bildern über Menschen mit Behinderung aus, in verwehrter Teilhabe, in Be- und Abwertungen behinderter Körper und Fähigkeiten anhand von Leistungsidealen und ideologisch gefärbten Denkmustern, die behinderte Menschen gewaltvoll ausgrenzen. Den meist medizinischen Auffassungen von Behinderung als rein körperliches Phänomen, hat die Behindertenbewegung den an die französische feministische Philosophin Simone de Beauvoir angelehnten Slogan „Wir werden nicht als Behinderte geboren, wir werden zu Behinderten gemacht“ (Maskos 2010: o. S.) entgegengestellt, um damit auf die strukturelle und soziokulturelle Eingebundenheit von Behinderung zu verweisen. Hierfür sind aus den Disability Studies verschiedene Modelle hervorgegangen, die Behinderung nicht individualisierend und medizinisch, sondern gesellschaftlich vermittelt verstehen.

Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen sichtbar zu machen und Ableismus zu problematisieren und zu kritisieren, heißt also auch, Disability Studies zu betreiben und sich in diesen zu verorten. Um ein umfassenderes Verständnis zu bekommen, ist es notwendig die historische Entwicklung dieser theoretischen Perspektive aufzuzeigen. Im Folgenden werde ich daher den aktuellen Forschungsstand skizzieren.

1.1. Forschungsstand

Bevor in den 1970er und 1980er Jahren in den USA und Großbritannien das von behinderten Aktivist_innen begründete Forschungsfeld der Disability Studies entstanden ist, waren im europäischen und nordamerikanischen wissenschaftlichen Raum keine nennenswerten theoretischen Zugänge zum Thema Behinderung, außerhalb eines medizinisch-anwendungsorientierten Modell zu finden. Aus der Kritik an diesem individualisierenden

medizinischen Modell wurde vor allem in den britischen Disability Studies das ‚soziale Modell‘ von Behinderung entwickelt, welches auf sozialwissenschaftlichen Theorien und materialistischer Gesellschaftstheorie aufbaut. Es wird in diesem Modell eine Unterscheidung zwischen zwei Ebenen des Behinderungsprozesses gefordert, nämlich zwischen der medizinisch oder psychologisch durch eine Diagnose gestellten Beeinträchtigung (impairment) und der daraus resultierenden Benachteiligung auf sozialer Ebene (disability). (Vgl. Waldschmidt 2007: 57) In diesen Anfängen der britischen Disability Studies stehen vor allem die strukturelle Dimension von Barrieren, welche Menschen mit Behinderung daran hindern, an gesellschaftlicher Teilhabe zu partizipieren, im Vordergrund der Analyse und Kritik. „Eine der kapitalistischen Verwertungslogik verpflichtete Leistungsgesellschaft erzeugt demnach Normalitätsstandards, denen Menschen mit Behinderung nur eingeschränkt oder bestenfalls mit sozialer bzw. therapeutischer Unterstützung in Einzelfällen entsprechen können.“ (Dannenbeck 2007: 105) Die zeitgleich in den USA entstandenen Disability Studies konzentrierten sich nicht in erster Linie auf sozioökonomische Unterdrückung, sondern lassen sich, vergleichbar mit anderen Bürger_innenrechtsbewegungen dort, als Kampf von Menschen mit Behinderung als Minderheitengruppe (Bierman, Powell 2022: 22) betrachten und fügen sich eher in die sozialkonstruktivistische Diskurstradition ein.

„In der Folge werden von Seiten der Disability Studies nicht mehr nur die gesellschaftlichen Diskriminierungsprozesse, denen Menschen mit Behinderung ausgesetzt sind, analysiert und kritisiert (und damit fast zwangsläufig die überwunden geglaubte Defizitperspektive durch eine implizite Opferperspektive ersetzt), sondern nunmehr können Zusammenhänge zwischen Behinderung und Identitätsbildung, Subjekttheorien [...] und Körperkonzepten [...] in den Blick genommen werden.“ (Dannenbeck 2007: 106)

Das heißt, die Disability Studies setzen die Thematik Behinderung in einen gesellschaftlichen Zusammenhang und beziehen sich theoretisch auf Konzepte von Körper, Identität und Subjektivität.

Auch im deutschsprachigen Raum gehen die Disability Studies auf die Behindertenbewegung in den 1960er Jahren und die ersten Arbeiten und Veröffentlichungen in den 1980er Jahren zurück, stellen jedoch im akademischen Rahmen noch ein relativ junges Forschungsfeld dar, welches sich ungefähr um die Jahrtausendwende entwickelt hat. Vertreter_innen dieses sich wissenschaftlich formierenden kritischen Diskurses über Behinderung sind vor allem die

deutsche Juristin und Professorin für Recht und Disability Studies Theresia Degener (Evh-bochum: o. J.), die in Köln lehrende Soziologin Anne Waldschmidt oder die deutsche Wissenschaftlerin und Journalistin Rebecca Maskos (Maskos o. J.). Seitdem ist die Zahl der Veröffentlichungen in den Disability Studies im deutschsprachigen Raum stetig gewachsen. Zu nennen ist hier zum Beispiel die seit 2007 in Deutschland im transcript-Verlag von der Soziologin Anne Waldschmidt, dem in Berlin lehrenden Kulturwissenschaftler Thomas Macho, dem in Augsburg lehrenden Soziologen Werner Schneider, der Erziehungswissenschaftlerin Anja Tervooren und von der deutschen Autorin Heike Zirden herausgegebene Buchreihe *Disability Studies: Körper – Macht – Differenz*.

Darüber hinaus hat die für die deutschsprachigen Disability Studies prägende Anne Waldschmidt sehr aktuell, im Jahr 2022 mit dem *Handbuch Disability Studies* einen neuen Sammelband herausgegeben, der dazu dienen soll, den jetzigen Stand und die Bandbreite der Forschung innerhalb der Disability Studies abzubilden und „ihre interdisziplinären Bezugspunkte und Debatten“ (Waldschmidt, Karim 2022: 1) aufzuzeigen.

Auf einer theoretischen Ebene gibt es unter anderem Bezüge zu Begriffen des Stigmas und der Stigmatisierung nach dem US-amerikanischen Soziologen Erving Goffman (1967). Eine große Rolle in den Disability Studies spielt die Analyse der Verhältnisse, Geschichtlichkeit und kulturellen Gewordenheit von Behinderung, wobei sich außerdem auf die Arbeiten des französischen Philosophen, Historikers, Soziologen und Psychologen Michel Foucault bezogen wird und unter anderem Normalität und Behinderung als mehrdimensionale ‚Dispositive‘ aus Verschränkungen von institutionellen und materiellen Strukturen und Subjektivierungsformen gedacht werden (Foucault 2003: 391f). Auf die Studien von Goffman und Foucault werde ich mich vor allem in der Analyse der Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen beziehen. Für die Analyse gesellschaftlicher Zuschreibungen, die Menschen mit Behinderung in Form von Stigmatisierungen erleben, werde ich mich unter anderem auf Erving Goffman beziehen. Außerdem werde ich die Studien zum medizinischen Blick des französischen Philosophen Michel Foucaults hinzuziehen, um die in den autobiographischen Texten geschilderten Erfahrungen mit diagnostizierenden und pathologisierenden Blicken und den normierten Idealen von Gesundheit und Krankheit zu interpretieren. In anderen den Disability Studies zuzuordnenden Texten wird sich auf verschiedene Theoretisierungen Foucaults, zum Beispiel zu Normalisierungs- und Disziplinierungsmacht und die Auswirkungen auf den behinderten Körper bezogen, jedoch nicht in den in dieser Arbeit herangezogenen deutschsprachigen theoretischen Ausarbeitungen zu Ableismus. Für die Analyse der von behinderten Personen

geschilderten Erfahrungen mit Zuschreibungen wie der gesellschaftlichen Forderungen nach Heilung und Anpassung bietet die Theoretisierung zur Macht des medizinischen Blicks jedoch eine wichtige Analysemöglichkeit, wie Körpernormen und Gesundheitsideale gesellschaftstheoretisch erfasst werden können, weshalb ich Foucault in die in dieser Arbeit formulierten Ableismuskritik miteinbeziehen werde.

Außerdem wird Behinderung vermehrt als Differenzkategorie analysiert, in diesem Zusammenhang wird auch auf Theorien zum Geschlechterverhältnis, zur Queer Theory und der US-amerikanischen Philosophin und Theoretikerin Judith Butler Bezug genommen. So sind neue Forschungsfelder wie zum Beispiel die Feminist Disability Studies und die Queer Disability Studies entstanden (Raab, Ledder 2022).

Eine wichtige Vertreterin von intersektionalen Ansätzen in den Disability Studies ist die deutsche Soziologin und Erziehungswissenschaftlerin Heike Raab, die in verschiedenen Texten und Publikationen vor allem die Intersektionen zwischen Behinderung, Geschlecht und Heteronormativität untersucht und Behinderung als einzige zentrale Kategorie hinterfragen möchte. (Vgl. u.a. Raab 2007: 127-148; Raab, Ledder 2022: 357-374). Auch Monika Windisch, eine österreichische Erziehungswissenschaftlerin und Psychotherapeutin, die zu inklusiver Pädagogik und Intersektionalität forscht, geht in ihrem Werk *Behinderung, Geschlecht, soziale Ungleichheit. Intersektionelle Perspektiven* (2014) auf diese Verwobenheit ein. Innerhalb intersektionaler Zugänge ist auch die deutsche Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin Claudia Bruner anzusiedeln (Bruner 2000).

Sehr wichtige Beiträge für die deutschsprachigen Disability Studies sind die Texte der freien Journalistin und Forscherin in den Disability Studies Rebecca Maskos, welche u.a. in ihrer Diplomarbeit auf die Frage nach der Identitätsbildung körperbehinderter Personen eingeht (Maskos 2004: o.S.). Maskos hat zudem die ersten deutschsprachigen Beiträge zum Thema Ableismus verfasst (Maskos 2010; 2015), auf welche ich mich in den Ausarbeitungen zu Ableismus und seiner Kritik beziehen werde. Das Thema Ableismus wird auch in dem Text *Zur Kritik der Fähigkeiten* von dem in Wien forschenden Bildungswissenschaftler Tobias Buchner, der Soziologin und an der Universität Innsbruck lehrenden Professorin für Disability Studies Lisa Pfahl sowie dem an der Leuphana Universität Lüneburg arbeitenden Boris Traue (Buchner, Pfahl, Traue 2015) beleuchtet. Sehr aktuell sind zudem das Essay *Ableismus* von der deutschen Literaturwissenschaftlerin und Germanistin Tanja Kollodzieyski (Kollodzieyski 2020) und im

Jahr 2022 das Buch *Behinderung und Ableismus* der deutschen Journalistin, Speakerin und Moderatorin Andrea Schöne (Schöne 2022).

Ich werde mich in der vorliegenden Arbeit auf die hier genannten Texte zu Ableismus, auf das soziale Modell, das eher als materialistisch zu verorten ist, und das kulturelle Modell von Behinderung, das sich kulturwissenschaftlichen und poststrukturalistischen Ansätzen anschließt, beziehen. Diese beiden Modelle dienen der Kritik an Ableismus als Grundlage, wie Behinderung – eben nicht als medizinische Abweichung – verstanden wird. In der Kritik an Ableismus wird die materielle Ebene mit der soziokulturellen Ebene zusammengedacht und gesellschaftstheoretisch betrachtet. Die Problematisierung und Theoretisierung von Ableismus ist im deutschsprachigen Raum, wie zuvor erwähnt, bisher weitgehend unbekannt. Die vorliegende Arbeit leistet somit einen Beitrag, die Forschung zu Ableismus innerhalb der deutschsprachigen Disability Studies zu erweitern.

1.2. Relevanz für die Internationale Entwicklung

Betrachte ich den Studiengang der Internationalen Entwicklung als einen, in welchem internationale Prozesse und globale Nord-Süd-Verhältnisse im Vordergrund stehen, fällt die Thematisierung von Behinderung nicht auf den ersten Blick in diesen Rahmen. Betrachte ich ihn jedoch als einen aus Kritik und emanzipatorischem Anspruch heraus entstandenen Studiengang, dem es darum geht, gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse sichtbar zu machen, so hat die Auseinandersetzung mit Ableismus und Behinderung durchaus Relevanz. Zudem setzt sich meines Erachtens die Internationale Entwicklung zu großen Teilen damit auseinander, post-koloniale Verhältnisse, Geschlechter- und kapitalistische Verhältnisse aus einer Kritik an der westlichen Moderne heraus, aufzuzeigen.

Die Moderne und mit ihr deren implizite Auf- und Abwertungsmechanismen, die miteinander im Verhältnis stehen, spielen auch bei der Betrachtung von Behinderung eine große Rolle. Moderne koloniale, kapitalistische, patriarchale Verhältnisse teilen Menschen in ‚produktive‘ und ‚unproduktive‘ Subjekte ein, bringen Dichotomien wie Autonomie und Abhängigkeit, ‚normal‘ und ‚anders‘, gesund und verletzlich hervor. Das moderne Subjekt hat sich als ein männliches, *weißes*³, nichtbehindertes konstituiert und verweist all jene, die davon

³ Menschen, die von Rassismus betroffen sind, bezeichnen sich selbst oft als PoC (Person of Color), Schwarz oder als BIPoC (Black Indigenous and People of Color), um vor allem gruppenspezifische, rassistische Erfahrungen von Schwarzen Menschen, indigenen und ehemals kolonialisierten Personen und Gruppen zu verbinden und sie trotzdem einzeln zu nennen. Aus dieser Selbstbezeichnung heraus, werde ich diese in meiner Schreibpraxis übernehmen und Schwarz mit großem S und *weiß* klein und kursiv schreiben, wobei beide Begriffe nicht für die

abweichen, auf eine untergeordnete Position in der westlich-kapitalistischen Gesellschaft. Menschen mit Behinderung werden durch diese gesellschaftlichen Mechanismen als abweichend von den vorherrschenden Normen und von einer gesellschaftlichen ‚Normalität‘ bewertet. Die in dieser Arbeit behandelte Thematik, Erfahrungen behinderter Personen bezüglich Ausgrenzungen und Zuschreibungen sichtbar zu machen und diese Zuschreibungen als Ableismus zu problematisieren, spielt daher eine relevante Rolle für den Studiengang der Internationalen Entwicklung. In dieser Problematisierung drückt sich außerdem der transformative und emanzipatorische Anspruch der vorliegenden Arbeit aus.

Die Relevanz dieser Arbeit für die Internationale Entwicklung äußert sich zudem darin, dass durch das Einbeziehen der autobiographischen Texte von Personen mit Behinderung und Ausarbeitungen von behinderten Vertreter_innen der Disability Studies die Sichtweise von Personen, die von ableistischen Strukturen und Denkweisen besonders betroffen sind, sichtbar zu machen. Wissenschaftler_innen, die Disability Studies betreiben, sind in verschiedenen Disziplinen verortet und sind Teil der Kämpfe der Behindertenbewegung, was den auch für die Internationale Entwicklung relevanten Zugang der Transdisziplinarität unterstreicht.

Ableismus und die Marginalisierung behinderter Menschen wird in Zugängen und Texten in der Internationalen Entwicklung teilweise zwar in der Thematisierung von Intersektionalität mitgenannt. Es kann aber darauf verwiesen werden, dass die Disability Studies und die Thematisierung von Behinderung als Differenzkategorie und die Problematisierung von Ableismus in der Internationalen Entwicklung noch ein kaum beleuchtetes Thema darstellt und diese Arbeit einen Beitrag leisten soll, dies zu ändern. Um sich dieser Forschungslücke anzunähern, ist es zunächst notwendig, die Forschungsrichtung vorzustellen. Ich werde mich hierbei vor allem auf die deutschsprachigen Disability Studies fokussieren, da diese noch ein relativ junges Forschungsfeld darstellen und ich mit dieser Arbeit dort einen Beitrag leisten möchte.

Eine ableismuskritische Herangehensweise für die Untersuchung gesellschaftlicher Strukturen und Ungleichheiten ist im deutschsprachigen Raum bisher kaum theoretisch ausformuliert worden. Vor allem im Studiengang der Internationalen Entwicklung stellt dieser Zugang bisher eine Forschungslücke dar, welche ich mit dieser Arbeit beginnen möchte zu füllen.

Hautfarbe stehen, sondern für gemeinsame Rassismuserfahrungen und -strukturen bzw. die strukturelle Dominanz von Weißsein.

1.3. Forschungsfragen

Wie nun einleitend herausgestellt, geht es in der vorliegenden Arbeit darum, die Erfahrungen von Menschen mit Behinderung mit gesellschaftlichen Zuschreibungen sichtbar zu machen. Diese Erfahrungen sollen mit der im deutschsprachigen Raum noch unbekannten Kritik an Ableismus, gesellschaftstheoretisch eingeordnet werden. Mit der Auswahl des Forschungsthemas dieser Arbeit impliziere ich bereits, dass ich davon ausgehe, dass es einen Zusammenhang zwischen Strukturen und Subjektivierungsweisen einerseits und andererseits dem individuellen und kollektiven Umgang behinderter Menschen mit diesen, gibt. Ich gehe davon aus, dass die Erfahrungen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen Betroffenheiten für Menschen mit Behinderungen auswirken, welche ihren Umgang, ihre Selbstwahrnehmung und Identität und ihre Lebensweisen beeinflussen. Wie die kollektiv und individuell erfahrenen Zuschreibungen, Abwertungen und Diskriminierungen erlebt werden und welchen Beitrag die Problematisierung von Ableismus (Kapitel 4) für die Analyse von diesen gesellschaftlichen Zuschreibungen leisten kann, werde ich innerhalb meines Forschungsprozesses analysieren.

Meine Forschungsfrage lautet daher wie folgt:

Welche Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen erleben behinderte Menschen und wie lassen sich diese Zuschreibungen gesellschaftstheoretisch als ableistisch einordnen und kritisieren?

Für die Beantwortung der Forschungsfrage ist es zunächst notwendig, durch die Beleuchtung der historischen Gewordenheit und von Veränderungen gesellschaftlicher Umgangsweisen mit Behinderung und behinderten Menschen an die Thematik heranzuführen. Hierbei stelle ich mir folgende Fragen:

Wie hat sich Behinderung als Begriff etabliert?

Inwiefern hat sich der gesellschaftliche Umgang mit behinderten Menschen und die Betrachtung von Behinderung geändert?

Welche Rolle spielte die Behindertenbewegung in Bezug auf diese Veränderungen?

Zudem geht es mir darum die deutschsprachigen Disability Studies, in welchen diese Arbeit zu verorten ist, als noch relativ neue Forschungsrichtung vorzustellen. Hier werde ich der Frage nachgehen, wie sich die deutschsprachigen Disability Studies entwickelt haben. Mit der Vorstellung verschiedener Modelle von Behinderung, beschäftigen mich folgende Fragen:

Was ist an einer medizinischen und individualisierenden Betrachtung von Behinderung zu kritisieren?

Wie hat sich durch die von den Disability Studies entwickelten Modelle von Behinderung, die Perspektive darauf, was Behinderung ist, verschoben?

Um die obengenannte Forschungsfrage zu beantworten, ist es zudem notwendig, den Begriff Ableismus und was darunter zu verstehen ist, vorzustellen. Hier bin ich folgenden Fragen nachgegangen:

Was heißt Ableismus?

Welche gesellschaftlichen Annahmen über Menschen mit Behinderung liegen ableistischen Zuschreibungen zugrunde?

Da der Fokus dieser Arbeit auf den Erfahrungen behinderter Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen liegt ergeben sich aus der obigen Hauptfrage außerdem folgende Unterfragen:

Wie sieht das eigene Erleben behinderter Personen innerhalb der von Abwertungen und stereotypen Zuschreibungen geprägten Gesellschaft aus?

Welche Auswirkungen haben diese Zuschreibungen auf die eigene Lebenswelt und Selbstsicht?

Welche gesellschaftlichen Normen und Ideale liegen den Zuschreibungen zugrunde?

Und wie kann die Problematisierung von Ableismus dabei helfen, diese Zuschreibungen gesellschaftstheoretisch einzuordnen?

Wie ich diesen Unterfragen und der oben genannten Forschungsfrage in der vorliegenden Arbeit methodisch nachgehe und diese Fragen beantworte, werde ich im nächsten Punkt erläutern. Außerdem werden im folgenden Unterkapitel die den analysierten Erfahrungen zugrundeliegenden Quellen vorgestellt.

1.4. Methodisches Vorgehen und Sampling

An dieser Stelle halte ich es für notwendig, mich als Autor_in der vorliegenden Arbeit zu verorten. Im Nachdenken über die Frage, wie ich mich denn selbst verorte und wie meine Situierung (Haraway 2008: 348) aussieht, um mir diese bewusst zu machen, kommen sehr viele unterschiedliche und widersprüchliche Gefühle und Gedanken auf. Einerseits entsteht da ein Drang nach einer Art Eindeutigkeit in der Benennung von bestimmten Privilegien und Positionen, welche mich innerhalb der Gesellschaft verorten, auf der anderen Seite jedoch auch eine Abneigung gegenüber dieser Eindeutigkeit oder teilweise reinen Aufzählungen von

Attributen. Das soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass all die strukturellen Vorteile, die ein *weißes*, nichtbehindertes, ohne ökonomische Ängste ausgestattetes und mit dem deutschen Pass versehenes Leben nicht auch für mich gelten. Meine Verortung als forschende Person ist immer geknüpft an meine Sozialisation und erfordert immer die Reflexion dieser, um die Perspektiven anderer einnehmen zu können und nicht in Eindeutigkeiten zu verharren, sondern sich weiterzubewegen oder auszuhalten, dass sich manche Widersprüche nicht auflösen lassen.

Auch wenn es nicht vermeidbar ist, dass eine von einer Einzelperson verfasste wissenschaftliche Arbeit, durch meine Auswahl an Texten, meine Sichtweise und Herangehensweise meiner subjektiven Auslegung unterliegt, entspricht es sowohl dem Zugang der Disability Studies und ist es auch mir ein Anliegen, Personen mit Behinderung in dieser Arbeit selbst sprechen zu lassen. Die Hauptquellen der vorliegenden Arbeit stellen autobiographische Texte von behinderten Personen dar, welche mithilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse nach dem deutschen Psychologen und Soziologen Phillip Mayring (Mayring 2010) untersucht und interpretiert wurden. Die Auswahl dieser Methode traf ich aus dem Grund, da es mit der qualitativen Inhaltsanalyse möglich ist, theoriengeleitet und systematisch Textmaterial zu analysieren. Außerdem bietet diese Analyse den Rahmen, das Material nachzuvollziehen wie es, „der Komplexität, der Bedeutungsfülle, der ‚Interpretationsbedürftigkeit‘ sprachlichen Materials angemessen“ (Mayring 2010: 29) ist.

Der Gegenstand von Inhaltsanalysen ist festgehaltene Kommunikation in Form von Texten oder Bildern (vgl. Mayring 2010: 12). Die Inhaltsanalyse geht systematisch vor und orientiert sich an einem theoretischen Hintergrund und einer Fragestellung. Es besteht dann die Möglichkeit, entweder induktiv aus dem Material heraus oder deduktiv-theoretisch die Kategorien zu bilden. In der vorliegenden Arbeit wurde der induktive Vorgang gewählt und aus den autobiographischen Texten heraus Kategorien gebildet. Aus diesen heraus wurden dann „die Ergebnisse [...] vom jeweiligen Theoriehintergrund her interpretiert, und auch die einzelnen Analyseschritte sind von theoretischen Überlegungen geleitet“ (Mayring 2010: 13).

Den ersten Schritt der Inhaltsanalyse stellt die Festlegung des Materials dar (Mayring 2010: 49). Dieses sind in der vorliegenden Arbeit die in autobiographischen Texten geschilderten, subjektiv erlebten Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen von drei Autorinnen mit Behinderung. Der Hauptfokus dieser Arbeit liegt auf Erfahrungen, die Menschen mit Behinderung mit gesellschaftlichen Strukturen und Zuschreibungen machen. Da es jedoch wichtig ist, sich überschneidende, intersektionale Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu

reflektieren, habe ich Perspektiven gewählt, die nicht cis-männlich und nicht ausschließlich *weiß* sind. So habe ich mich für die autobiographischen Texte dreier Autorinnen entschieden, von denen eine Person Schwarz ist und zwei Personen sich als queer identifizieren.

Im Sinne der Disability Studies ist es mir ein Anliegen macht- und herrschaftskritisch gesellschaftliche Ausgrenzungsprozesse zu hinterfragen und dabei von diesen ausgrenzenden Zuschreibungen betroffene Menschen, selbst sprechen zu lassen. Bei der Auswahl der Texte war es mir wichtig, dass diese nicht ‚nur‘ von Erlebnissen berichten, sondern auch eine reflexive Ebene beinhalten. Die Autorinnen nehmen in ihren Texten selbst schon eine gesellschaftskritische Perspektive ein und haben sich mit ihrer Behinderung und damit verbundenen erlebten Diskriminierungen und Zuschreibungen auseinandergesetzt. Dies war mir deshalb wichtig, da die Autorinnen darin schon eigene Interpretationen und Analysen vornehmen, sodass nicht nur meine subjektive Interpretation in diese Arbeit einfließt.

Nach einer eingehenden Recherche in verschiedenen Bibliotheksverzeichnissen wie „usearch“ der Universität Wien oder „aksearch“ der Arbeiterkammer Österreich, Recherche nach Publikationen von deutschsprachigen behinderten Autor_innen über die Google-Suchfunktion und Social Media bin ich auf die drei von mir ausgewählten Autorinnen gestoßen. Das Kriterium bei der Recherche war, dass die Texte aus dem deutschsprachigen Raum kommen, da diese Arbeit, wie oben angemerkt, einen Beitrag zu den deutschsprachigen Disability Studies leisten soll, welche ein noch recht junges Forschungsfeld darstellen.

Die Genres der ausgewählten Texte unterscheiden sich grundlegend und bilden durch ihre Form – Buchkapitel eines autobiographischen Buches, Kolumne und Gedicht – die Möglichkeit ab, wie verschieden Erfahrungen von Diskriminierungen, der Umgang damit und die Kritik daran, ausgedrückt werden können. Durch die verschiedenen Medien wird sichtbar, wie unterschiedlich der Umgang und die Reflexion mit Erfahrungen aussehen kann.

Im Folgenden werde ich die Autorinnen der Texte kurz vorstellen:

Lahya Aukongo – *Gedicht zur inhalierten Behindertenfeindlichkeit* (2020)

Lahya Aukongo ist eine Schwarze in Berlin lebende Künstlerin, Poetin, Sängerin und Fotografin. Sie selbst beschreibt sich als „eine erwachsene, Schwarze, von gesellschaftlicher Behinderung betroffene, neurodiverse“⁴, von unerschöpflichen Emotionen getragene,

⁴ Der Begriff Neurodiversität geht auf die australische Autismus- und Behinderungsaktivistin Judy Singer zurück, die 1998 in ihrer Dissertation argumentierte, dass neurologische Unterschiede als eines unter vielen menschlichen Merkmalen und Eigenschaften und daher als Diversität aufgefasst werden können. So lassen sich nach dem

löffelzählende⁵, queere, „big-is beautiful“ Akademikerin, Künstlerin und Aktivistin“ (Owunna 2018, Herv. i. O.) Das *Gedicht zur inhalierten Behindertenfeindlichkeit*, welches ich in der qualitativen Inhaltsanalyse untersucht habe, wurde 2020 in dem Buch *beHindert & verRückt. Worte_Gebärden_Bilder finden*, herausgegeben von Eliah Lüthi, veröffentlicht.

Luisa L'Audace – *Behindert und stolz* (2022)

Luisa L'Audace ist eine behinderte und queere deutsche Aktivistin und Beraterin für Inklusion und Antidiskriminierung. „Durch ihre Aufklärungsarbeit, die größtenteils auf Social Media stattfindet, hat sie maßgeblich dazu beigetragen, dass sich der Begriff ‚Ableismus‘ auch in der deutschen Sprache immer mehr etabliert“ (L'Audace 2022, Herv. i. O.). Zusammen mit der Schauspielerin und Beraterin für Inklusion und Antidiskriminierung Alina Buschmann, hat sie 2021 die Plattform „Angry Cripples“, die sich für Empowerment behinderter Menschen einsetzt, gegründet. In ihrem Buch *Behindert und stolz. Warum meine Identität politisch ist und Ableismus uns alle etwas angeht* (2022) wechseln sich autobiographische Kapitel mit welchen, die auf verschiedene Aspekte von Ableismus eingehen, ab. Ich habe in der Inhaltsanalyse die ersten beiden autobiographischen Kapitel analysiert, da weitere Teile den Umfang der vorliegenden Arbeit gesprengt hätten.

Marie Minkov – *In die Schranken weisen* (2021) und *Der leere Hoffnungstank* (2022)

Marie Minkov ist Studentin des Studiengangs „Literarisches Schreiben“ in Hildesheim, Autorin und Illustratorin. Sie schreibt außerdem Kolumnen bei der queerfeministischen Zeitschrift *Missy Magazine* über Themen wie Behinderung, Scham und gesellschaftliche Normen. Von ihren dort veröffentlichten Kolumnen wurden in der vorliegenden Arbeit die Kolumne *In die*

Konzept der Neurodiversität alle Menschen in irgendeiner Weise neurodivers bezeichnen. Damit soll einer Pathologisierung bestimmter neurobiologischer Unterschiede entgegengewirkt werden und diese vielmehr als eine Diversität, ähnlich anderen Diversitäten verstanden werden. Es gebe jedoch verschiedene Neurodivergenzen, die sich von einer neurotypischen Mehrheit unterscheiden. Neurodivergenzen können zum Beispiel Autismus, ADHS, Legasthenie, Dyspraxie, Depression, Epilepsie, Tourette-Syndrom und einer Reihe anderer psychiatrischer und neurologischer Klassifikationen sein. (Mcgee 2012: 12; Bertilsdotter Rosqvist, Chown, Stenning 2020)

⁵ Die Bezeichnung ‚spoons‘ geht auf die Spoon Theory, die durch die US-amerikanische Bloggerin Christine Miserandino geprägt wurde, zurück. Mit der Spoon Theory (auf dt. Löffeltheorie) erklärt sie die Auswirkungen von verschiedenen Neurodivergenzen oder chronischen Krankheiten darauf, bestimmte Tätigkeiten und Aufgaben erledigen zu können. Sie soll dabei helfen, zu verstehen, dass manche unsichtbaren Krankheiten und Behinderungen, Kraft rauben können, anstrengend sind; Personen überreizt, überlastet und erschöpft sein können und vielleicht nicht so viele Löffel zu Verfügung haben, wie eine nichtbehinderte Person. (Thumser 2020: o. S.) „Bei der Löffeltheorie schreibt man jeder Aktivität eine bestimmte Anzahl an Löffeln zu, die jeweils verbraucht werden. Hat jede Person zu Beginn eines Tages beispielsweise 25 Löffel zur Verfügung, muss man beachten, dass Menschen, die eine unsichtbare Krankheit oder Behinderung haben, aufgrund dessen im Vergleich für jede Aktivität ein Vielfaches an Löffeln verbrauchen. [...] [sie] müssen immer und bei allen noch so kleinen Aktivitäten individuell und aufs Neue entscheiden, ob sie die nötige Kraft (Anzahl der Löffel) haben oder aufbringen können.“ (Thumser 2020: o. S.)

Schranken weisen (2021) und *Der leere Hoffnungstank* (2022) qualitativ inhaltsanalytisch untersucht.

Ich habe mich für die Anzahl von Texten dreier Personen entschieden, da eine geringere Anzahl, zu wenig Einblicke in die unterschiedlichen Erfahrungen gegeben hätte. Eine höhere Anzahl hätte dagegen zu viel Material dargestellt, da die Texte in ihrer autobiographischen Form verdichtet sehr viele Themen reflektieren.

Das weitere Vorgehen war, das gesamte festgelegte Material der Quellen zu sichten und anhand der dort beschriebenen Themen, Kategorien zu bilden. Das heißt, die Sätze und Absätze der autobiographischen Texte werden anhand des Inhalts und den dort geschilderten Erfahrungen mit Kategorien betitelt. Danach werden alle gebildeten Kategorien jeweils dahingehend überprüft, ob sie mit ähnlichen oder sich überschneidenden Themen in den anderen Kategorien zusammenpassen, sodass sie zu übergeordneten Kategorien zusammengefasst werden können. Diese Kategorien bilden dann die in dieser Arbeit dargestellten Themen der in Erfahrungen geschilderten Zuschreibungen. Sie werden mit aus den Quellen hervorgegangenen Paraphrasierungen verdeutlicht und mit zitierten Textpassagen untermauert. Mithilfe theoretischer Ausarbeitungen von vornehmlich deutschsprachigen Texten zu Ableismus und dessen Kritik werden sie interpretiert, um damit die Forschungsfrage und die Unterfragen zu beantworten.

Im nächsten Unterkapitel werde ich, die Einleitung abschließend, darlegen, wie die vorliegende Arbeit aufgebaut ist, bevor ich mich dem historischen Kontext von Begriffen und den Entwicklungen in Bezug auf Behinderung zuwende.

1.5. Aufbau

Die Annäherung an die Thematik von Behinderung und den Erfahrungen behinderter Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen, erfolgt zunächst über die Darstellung der historischen Entwicklungen in Bezug auf Begrifflichkeiten und die Behindertenbewegung im deutschsprachigen Raum. (Nicht-) Behinderung stellt keine kulturell allgemeingültige Kategorie dar, sondern ist historisch, gesellschaftlich und kulturell gewachsen und verändert sich. Auch der Umgang mit und die Sicht auf Behinderung sowie die Kämpfe um Anerkennung und Repräsentation sind jeweils historisch spezifisch. Aus diesem Grund soll im nächsten Schritt auf die Entwicklung und historische Gewordenheit der Begriffe und Kämpfe (2.1.) eingegangen werden, um dann den aus der Behindertenbewegung (2.2.) und den Disability

Studies (2.3.) hervorgegangenen Paradigmenwechsel in der Betrachtung von Behinderung darzustellen.

Zudem werde ich in einem dritten Kapitel auf die von den Disability Studies entwickelten Modelle von Behinderung eingehen, die einen wichtigen Bezugspunkt darstellen, wie Behinderung verstanden wird. Dabei werde ich das individualisierende Modell kritisch beleuchten (3.1.) sowie das soziale Modell (3.2.) und das kulturelle Modell von Behinderung (3.3.) vorstellen, auf die in den weiteren theoretischen und inhaltsanalytischen Ausarbeitungen der vorliegenden Arbeit immer wieder Bezug genommen wird.

Im vierten Kapitel wird herausgearbeitet, was unter Ableismus verstanden wird, indem der Begriff und die Bedeutung erläutert werden (4.1.) und in einem nächsten Schritt auf gesellschaftliche Normen und die Konstruktion von ‚Normalität‘ eingegangen wird (4.2.). Im Anschluss darauf wird das gesellschaftliche Ideal des Fähig-seins (4.3.) und die mit Ableismus in Bezug zu bringenden Forderung nach Autonomie und Leugnung von Abhängigkeit (4.4.) dargestellt. In einem anschließenden Schritt werden darauf aufbauend die kritischen Perspektiven auf Ableismus noch einmal zusammengefasst und die Ableismuskritik für die Analyse gesellschaftlicher Zuschreibungen gegenüber behinderten Menschen herausgearbeitet (4.5.).

Nachdem ich das theoretische Fundament dieser Arbeit dargestellt habe, werde ich mich im fünften und zentralen Teil der vorliegenden Arbeit der empirischen Ebene widmen. Meine Hauptquellen sind darin autobiographische Texte von Personen mit Behinderung. Die Analyse wird die subjektiven Verarbeitungsformen und Erfahrungen von behinderten Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen in Zusammenhang bringen und die erlebten Zuschreibungen mit der Kritik an ableistischen Denkformen und Strukturen gesellschaftstheoretisch einordnen. Wie diese Formen der Ausgrenzung wahrgenommen und erlebt werden, ist den autobiographischen Texten entnommen. Die dort geäußerten Themen werden interpretiert und theoretisch eingeordnet, um damit die oben genannte Forschungsfrage zu beantworten. In einem abschließenden Fazit und Ausblick (6.) werden dann die Forschungsergebnisse noch einmal gesammelt auf die ausgehende Forschungsfrage bezogen und dargestellt und ein Ausblick gegeben.

2. Behinderung, die Behindertenbewegung und die Disability Studies

In diesem Kapitel werde ich zunächst auf verschiedene Definitionen des Begriffs Behinderung eingehen und einen Überblick darüber geben, welche Konzepte davon existieren. Diese Klärung der Begrifflichkeiten und Zugänge bilden den Hintergrund für meine weiteren Ausführungen und mein Forschungsinteresse. Dieses liegt darin, herauszuarbeiten, welche Erfahrungen behinderte Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen machen und wie diese Erfahrungen mit einer ableismuskritische Herangehensweise gesellschaftstheoretisch eingeordnet werden können. Die Strukturen und Umgangsweisen mit Behinderung sind jedoch immer als historisch, kulturell und sozial gewachsen zu betrachten. Wie sich die Spezifik der heutigen gesellschaftlichen Umgangsformen gestaltet, lässt sich anhand der Darstellung ihrer Entwicklung betrachten. Um sich der Thematik zu nähern, werde ich deshalb zunächst auf den Begriff und das ‚Phänomen‘ Behinderung im historischen und gesellschaftlichen Kontext eingehen. Im Anschluss werde ich die Behindertenbewegung und die daraus hervorgegangenen Disability Studies und die von ihnen entwickelten Modelle von Behinderung näher beleuchten.

2.1. Das gesellschaftliche Verständnis von Behinderung im historischen Verlauf

Auf die Frage, was Behinderung ist, lässt sich keine eindeutige Antwort geben. Je nach bestimmten alltagssprachlichen und wissenschaftlichen Zugängen und Definitionen, wird jedoch das Erleben und der gesellschaftliche Umgang mit denjenigen Menschen, welche unter dieser Bezeichnung zusammengefasst werden, erheblich mitbestimmt. Petra Fuchs, eine deutsche Professorin unter anderem für Inclusion Studies und Disability Studies an der Hochschule Zittau/Görlitz, die sich in dem Beitrag *‚Behinderung‘ – eine bewegte Geschichte* (2022) mit der Genealogie des Begriffs und der Genese des ‚Phänomens‘ Behinderung auseinandersetzt, stellt heraus, dass es vor dem ausgehenden 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum keine eindeutige Bezeichnung von Behinderung oder behinderten Menschen gab. Vielmehr wurde Menschen anhand unterschiedlicher Beeinträchtigungen in Gruppen eingeordnet, wie etwa. ‚Krüppel‘, ‚Invalide‘, ‚Blinde‘, ‚Taubstumme‘ oder ‚Irre‘. (Fuchs 2022: 36f) Manche der Bezeichnungen lassen sich eher als beschreibend interpretieren, andere wiederum als abwertend und diskriminierend.

Wie sich der gesellschaftliche Umgang mit behinderten Menschen und damit auch von Bezeichnungen, Zuschreibungen und Bewertungen änderte, hing stark mit der Entwicklung

moderner Nationalstaaten und damit mit der bürgerlichen Gesellschaft zusammen. Im Zuge der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft und der Industrialisierung entstand eine zunehmende Individualisierung und Professionalisierung verschiedener Disziplinen beispielsweise der Medizin. Auf deren zunehmendes Interesse an psychischen und physischen Erkrankungen und schließlich den Umgang mit Kriegsverletzten des 1. Weltkriegs lässt sich die Verwendung der Begriffe ‚Behinderung‘, ‚behindert‘ oder ‚Behinderte‘ zurückführen (Fuchs 2022: 37). Wie die Disability History – die aus den Disability Studies hervorgegangen ist – jedoch aufzeigt, lässt sich auch für die Vormoderne bestimmen, welche kulturellen Konzepte es von Körpern und welche Bestimmungen von Abweichung und ‚Andersartigkeit‘ gegeben hat. Dies beschreiben die beiden deutschen zu Disability History forschenden Historikerinnen Elsbeth Bösl und Bianca Frohne (Bösl, Frohne 2022: 127-142).

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts fordern verschiedene Disziplinen (wie die Medizin, die Theologie, die Pädagogik oder die Psychologie) ein, wie mit behinderten Kindern umgegangen werden sollte. Durch die Aushandlungen und verschiedener Sozialreformen setzte sich durch die feministische Bewegung beeinflusste Kinder- und Jugendfürsorge schließlich die Medizin als vorherrschende Disziplin durch. Die daraus hervorgegangene ‚Krüppelfürsorge‘ wollte durch medizinische Behandlung Leistungs- und Arbeitsfähigkeit wiederherstellen und konstruierte Behinderung als soziales und ökonomisches Problem, welches sich durch diese Behandlung lösen lassen sollte. (Fuchs 2022: 37)

Als mit dem 1. Weltkrieg durch Kriegsverletzungen ausgelöste psychische, physische und mentale Beeinträchtigungen, die bis dahin unbekannt waren, stark anstiegen, bedeutete dies auch einen Ausbau der Medizin, insbesondere der Orthopädie. Diese erfuhr einen enormen Anstieg an Professionalisierung und Wissenszuwachs vor allem in der Entwicklung von Prothesen und damit verbundener ‚Wiederherstellung‘ von Leistungsfähigkeit. An die vorher auf Kinder ausgerichtete ‚Krüppelfürsorge‘ angelehnt, wurde die ‚Kriegsbeschädigtenfürsorge‘ für Soldaten etabliert. (Fuchs 2022: 37f)

„Mit dem Konzept der ‚Kriegsbeschädigtenfürsorge‘ konsolidierte sich die medizinisch-klinische Wahrnehmung physischer, psychischer und geistiger Differenzen. Menschen mit Beeinträchtigungen wurden zu Objekten professionellen, humanitären, gesundheits-, und sozialpolitischen Handelns, denen durch fachliche Intervention und Hilfestellung ein Leben in der Gemeinschaft der ‚Gesunden‘ erschlossen werden sollte. Ziel war eine möglichst weitgehende Angleichung an das physische Ideal, die Norm des

unverletzten, in seinen Funktionen nicht eingeschränkten und ästhetisch unveränderten Körpers.“ (Fuchs 2022: 38, Herv. i. O.)

So war der erste Weltkrieg prägend für eine Sozialpolitik, die sich zunächst an kriegsversehrte Soldaten richtete, jedoch damit das Konzept der Rehabilitation entscheidend vorantrieb (Fuchs 2022: 39).

Zusammen mit den medizinischen Forschungen und der medizinischen Konstruktion von Behinderung entwickelten sich auch auf der psychologisch-pädagogischen Ebene Konzepte der Rehabilitation. Laut Fuchs hatte hierbei, bezogen auf Deutschland, vor allem der Volksschullehrer und spätere Sonder- und Heilpädagoge Hans Würtz (1875-1958) eine führende Rolle. Seine Theorien, welche er zwischen 1911-1920 formulierte, bildeten die Grundlage für die spätere Körperbehinderten- und Sonderpädagogik und wurden in die Sozialgesetzgebung eingebunden, welche diese wie auch die gesellschaftliche Umgangsweise mit Behinderung bis weit in das 20. Jahrhundert prägte (Fuchs 2022: 39). Mit dem Postulat von Würtz „Jedes schulfähige Krüppelkind gehört in eine besondere Krüppelschule“ (Würtz, 1921: 6) etablierte sich das Sonderschulwesen und damit die gesonderte Erziehung von behinderten Kindern und Jugendlichen.

Zeitgleich zu den Entwicklungen auf einer wohlfahrtsstaatlichen Ebene entwickelten sich durch die Weimarer Republik (1919-1933) in Deutschland, ebenso wie in Österreich durch die Demokratisierung zunehmend Interessenvertretungen von behinderten Menschen. In Österreich waren diese Vertretungen in der Nähe der Sozialdemokratie zu verorten. Sie forderten unter dem Motto ‚Arbeit statt Mitleid‘ ähnliche Leistungen wie für Kriegsverletzte und rechtliche Gleichstellung. Ihre Forderungen wurden jedoch auf der parlamentarischen Ebene nicht umgesetzt. Die sich im Zuge dieser Bestrebungen gegründete „Krüppelarbeitsgemeinschaft//Vereinigung der Körperbehinderten Österreichs“ schloss sich schließlich 1938 den Nationalsozialist_innen an. (Schönwiese 2020: 182f).

Schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme etablierten sich eugenische Theorien angelehnt an die Eugenik und Evolutionstheorie der britischen Naturforscher Francis Galton (1822-1911) und Charles Darwin (1809-1882) und die Vererbungslehre des mährisch-österreichischen Priesters Gregor Mendel (1822-1884). „Konkret bedeutete diese, die Fortpflanzung von vermeintlich höherwertigen Personen zu fördern, diejenige von für die Gesellschaft als ‚untauglich‘ befundenen Individuen hingegen zu verhindern“ (Schenk 2020: 70, Herv. i.O.), schreibt die deutsche und in Luzern lehrende Historikerin Britta-Marie Schenk

in einem Beitrag zu Eugenik. Die von diesen Gedanken inspirierte Politik wurde in vermeintlich freiwilligen, aber auch in zwanghaften Maßnahmen umgesetzt, wie zum Beispiel die Sterilisationen behinderter Menschen. Diese grausame Politik wurde mit eugenischen Vorstellungen in Form von Zwangssterilisationen als ‚Verhinderung erbkranken Nachwuchses‘ in Deutschland ab 1933 umgesetzt. (Fuchs 2022: 40) Zwangssterilisationen behinderter Menschen wurden jedoch auch schon vorher in anderen Staaten, wie den USA oder Dänemark, angewandt. Ab dem Beginn des 2. Weltkrieges 1939 wurden die menschenverachtenden Maßnahmen des NS-Regimes noch weiter verschärft, „um den ‚Volkskörper‘ von kranken, ‚minderwertigen‘, ‚gemeinschaftsunfähigen‘ und nicht produktiv ‚leistungsfähigen‘ Gruppen von Menschen zu ‚reinigen‘“ (Fuchs 2022: 41, Herv. i. O.). Im Rahmen der sogenannten NS-‚Euthanasie‘ in der ‚Aktion T4‘ wurden mindestens 300.000 behinderte Menschen ermordet. Vor allem wurden Menschen mit Lernschwierigkeiten, psychisch kranke Menschen, sowie Personen, die als ‚sozial unerwünscht‘ bezeichnet wurden, in den geheimen Aktionen ermordet. Als Grundlage für die grausame Tötung behinderter Menschen diente vor allem die von Karl Binding (1841-1920, Strafrechtler und Professor in Basel) und Alfred Hoche (1865-1943, Psychiater in Freiburg) verfasste Schrift *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens* (1920) in der das barbarische, ökonomische Kalkül, mit welchem berechnet wurde, welche Menschen von Nutzen für das Volk sind und welche nicht, deutlich wird (Lange 2015: 34). Die systematische Ermordung behinderter Menschen während der NS-Zeit wurde zwar bereits in den 1980er Jahren von behinderten Aktivist_innen zum Thema gemacht, jedoch wurden erst zu Beginn der 2000er Jahre diese Verbrechen an behinderten Menschen näher untersucht, indem auch betroffene Perspektiven systematisch mit einbezogen wurden (Fuchs 2022: 41f). Die Offenlegung, Aufarbeitung und Erinnerung an die grausamen Verbrechen an Menschen mit Behinderung während der NS-Zeit gilt es sich immer wieder bewusst zu machen, um zu reflektieren, dass die Feindlichkeit gegenüber behinderten Menschen auch zu grausamen Verbrechen und massenhaften Morden führen kann. Inwiefern bestimmte ideologische Denkmuster auch heute noch in bestimmten Zuschreibungen, die Menschen mit Behinderungen erleben, präsent sind, werde ich im Kapitel zu Ableismus (Kapitel 4.) thematisieren.

In der Nachkriegszeit, vor allem ab den 1960er Jahren nahm die Behindertenbewegung hauptsächlich in den USA und in Großbritannien immer mehr Einfluss und prägte damit auch den Behinderungsbegriff. Die Kämpfe der Behindertenbewegung sind in Bezug auf die gesellschaftlichen Veränderungen in Bezug auf beispielsweise Selbstbestimmung,

Einforderung von Menschenrechten, Teilhabe und Inklusion nicht wegzudenken. Aus diesem Grund soll im nächsten Abschnitt auf die Behindertenbewegung näher eingegangen werden.

2.2. Die Behindertenbewegung

In diesem Abschnitt werde ich auf die Behindertenbewegung eingehen, da aus dieser Bewegung die Disability Studies und damit die Beschäftigung mit (Nicht-)Behinderung als eigener Forschungsrichtung erst hervorgegangen sind. Ich werde mich in diesem Unterkapitel größtenteils auf die Behindertenbewegung in Österreich und Deutschland beziehen. Der Fokus in der vorliegenden Arbeit liegt auf diesen Ländern des deutschsprachigen Raums, da ich mich als forschende Person in Österreich verorte und viele der verwendeten Quellen in Deutschland verfasst wurden. Damit leistet diese Arbeit einen Beitrag zu der noch jungen deutschsprachigen Forschung zu Ableismus.

Wie schon zuvor angerissen, formierten sich im deutschsprachigen Raum schon zur Zeit des 1. Weltkriegs selbstorganisierte Interessenvertretungen behinderter Menschen. Bezogen auf Österreich beschäftigt sich vor allem der Erziehungswissenschaftler und Vertreter der österreichischen Disability Studies Volker Schönwiese, der auch Gründer der digitalen Bibliothek „bidok – Behinderung, Inklusion, Dokumentation“ ist, mit der Geschichte der Behindertenbewegung, weshalb ich hier auf seine Beiträge zurückgreifen werde.

In den 1920er Jahren gründete sich in Österreich die „Krüppelarbeitsgemeinschaft/ Vereinigung der Körperbehinderten Österreichs“, welche bis in die 1930er Jahre aktiv war. Das Postulat der Arbeitsgemeinschaft welches sie in ihrer eignen Zeitschrift „*Der Krüppel*“ veröffentlichte, lautete: „‘Arbeit nicht Mitleid‘ ist das Motto der Krüppelvereinigungen aller Länder“ (Der Krüppel 1932: 2, Herv. i. O.). Politisch war die Arbeitsgemeinschaft eher sozialdemokratisch orientiert. Sie forderten u.a. die gleiche politische Stellung wie Kriegsgeschädigte und entsprechende Ansprüche auf Leistungen, um zu ermöglichen, nicht nur die Armenfürsorge in Anspruch nehmen zu können (Schönwiese 2020: 183). Ihre Forderungen wurden jedoch auf der politischen Ebene nicht umgesetzt, was an den austro-faschistischen Entwicklungen in Österreich lag.

1938 rief die Krüppelarbeitsgemeinschaft jedoch explizit dazu auf, sich dem nationalsozialistischen Regime anzuschließen und folgte der eugenischen Ideologie, zwischen ‚wertvollen‘ und ‚minderwertigen‘ behinderten Menschen zu unterscheiden: „Aus dem Kampf um Arbeit war eine Pflicht zur Leistung für die ‚Volksgemeinschaft‘ geworden, verbunden mit

einem eugenischen Sterilisations-, Selektions- und Mordprogramm zur Auslöschung der weniger Leistungsfähigen oder politisch Unerwünschten“ (Schönwiese 2020: 183, Herv. i. O.). Behinderte Menschen und Interessengruppen beteiligten sich „in der Zeit des Nationalsozialismus aktiv an einer eugenischen und leistungsbezogenen Konstruktion von ‚Behinderung‘, um die Betroffenen ‚positiv‘ zu markieren und sie – im Unterschied zu anderen beeinträchtigten Menschen, die als ‚lebensunwertes Leben‘ galten – für die Eingliederung in die NS-Volksgemeinschaft zu qualifizieren“ (Fuchs 2022: 41, Herv. i. O.). Das heißt, dass sich auch behinderte Menschen an der menschenverachtenden und grausamen Ideologie beteiligten und zwischen verschiedenen Behinderungen hierarchisierten und Menschen als weniger oder gar nicht ‚lebenswert‘ einstufen.

Nach der NS-Zeit und dem 2. Weltkrieg wurden einige schon vorher existierende Selbsthilfeverbände, wie beispielsweise der Blindenverband oder der Gehörlosenverband weitergeführt. Es bildeten sich jedoch ab den 1970er Jahren innerhalb von anderen sozialen Bewegungen immer mehr Selbsthilfegruppen, die, orientiert an den Menschenrechten, sich für mehr Selbstbestimmung einsetzten und forderten, dass jegliche Art der Aussonderung und Diskriminierung beendet werden müsse. Ab den 1980er Jahren gründeten diese Gruppen verschiedene ‚Zentren für Selbstbestimmtes Leben‘. Diese Selbstbestimmt-Leben-Gruppen in Österreich orientierten sich vor allem an den internationalen Kämpfen der Behindertenbewegung, vornehmlich an denen der USA und Großbritanniens. (Schönwiese 2020: 184)

Bereits ab dem Ende der 1960er Jahre hatte eine Zeit der internationalen Protestbewegungen begonnen, die vorher scheinbar Unhinterfragbares hinterfragen und bekämpfen wollten. Die Frauenbewegung prangerte die patriarchalen Strukturen an, das Civil Rights Movement von Schwarzen Menschen in den USA den systematischen, strukturellen und alltäglichen Rassismus und die Studierendenbewegung das Bildungssystem. Diese Kämpfe für Anerkennung, Menschenrechte und Gleichstellung bildeten Inspirationen für die Behindertenbewegung. (Hirschberg, Köbsell 2017: 4)

Der Ausschluss, den behinderte Menschen erfuhren und immer noch erfahren, lag häufig in der Betrachtung von Behinderung als ein individuelles, medizinisches, leidvolles Problem. So formierten sich ausgehend von den 1968er Protesten auch im deutschsprachigen Raum Gruppen von Menschen mit Behinderung und gründeten zum Beispiel „Clubs Behinderter und ihrer Freunde“ (Hirschberg, Köbsell 2017: 5) für gemeinsame Aktivitäten mit Nichtbehinderten und

um dafür zu kämpfen, dass Barrieren abgebaut werden (vgl. ebd.). Die Aktivist_innen wollten nicht mehr hinnehmen, nur Objekte von karitativer Fürsorge und wohlfahrtsstaatlichen Programmen zu sein: „Entmündigung, Isolation und Aussonderung sollten nicht länger hingenommen, die institutionellen Mauern, die den Raum des gesellschaftlichen Ein- und Ausschlusses markierten, zum Einsturz gebracht werden.“ (Schönwiese 2020: 184)

Die gemeinsamen Erfahrungen gesellschaftlichen Ausschlusses verband die Aktivist_innen und es formierten sich in den 1970er und 1980er Jahren immer mehr sogenannte Krüppelgruppen – „der Name war eine bewusste Provokation“ (Hirschberg, Köbsell 2017: 5) – welche nichtbehinderte Menschen ausschlossen. „Behinderung wurde als Unterdrückungsverhältnis behinderter durch nichtbehinderte Menschen analysiert.“ (Hirschberg, Köbsell 2017: 5) Diese Kritik bezog sich vor allem auf Bevormundung durch sogenannter Expert_innen in Medizin, Pädagogik und anderen Bereichen. Aufgrund der gemeinsamen Erfahrungen des individualisierenden Behinderungsbegriffs, der Ausgrenzung und Bevormundung schlossen sich so auch „beeinträchtigungsübergreifend“ (Hirschberg, Köbsell 2017: 6) Gruppen zusammen, um für mehr Selbstbestimmung und Teilhabe zu kämpfen. Gemeinsame Proteste und Aktionen wurden organisiert und auch die schon genannten „Zentren für Selbstbestimmtes Leben“ gegründet, welche Peer Counseling und Persönliche Assistenz⁶ anboten, „statt Pflege und Betreuung [...], als Antwort auf die mangelnde politische Durchsetzung von De-Institutionalisierung und die fehlende Achtung von Selbstbestimmung in den vorhandenen Einrichtungen der Behindertenhilfe“ (Schönwiese 2020: 184).

Die Aktivitäten und Kämpfe der Behindertenbewegung werden fortwährend weitergeführt und es konnten durch sie Bestimmungen, Gesetze und Umgangsformen reformiert werden und zum Beispiel so die von der internationalen Selbstbestimmt-Leben-Bewegung erkämpfte und 2006 verabschiedete UN-Behindertenrechtskonvention durchgesetzt werden (Schönwiese 2020: 184f).

Die Behindertenbewegung ist aus der theoretischen und akademischen Beschäftigung mit Behinderung und der Kritik an gesellschaftlichen Zuschreibungen und Verhältnissen in Bezug auf behinderte Menschen, nicht wegzudenken, bzw. bildet sie deren Fundament. Daher bildet

⁶ Persönliche Assistenz ist aus der Selbst-Leben-Bewegung entstanden und „kann als Methode gegen fremdbestimmende Fachlichkeit und gegen Abhängigkeit verstanden werden, es nimmt einen radikalen Perspektivenwechsel gegenüber der traditionellen Behindertenarbeit vor“ (Schiefer 2010: o. S). Personen mit Behinderung können mit diesem Modell selbstbestimmt Unterstützung in Anspruch nehmen und sind selbst die ‚Expert_innen‘ (vgl. ebd.)

die hier erfolgte Betrachtung der Behindertenbewegung den Grundstein für die nun folgende Vorstellung der Disability Studies und dient auch den weiteren Ausführungen in dieser Arbeit als Grundlage.

2.3. Die Disability Studies

Um Behinderung nicht als individuelles biologisch-medizinisches Problem zu verstehen und dies zu kritisieren, liegt der Fokus der Disability Studies vor allem auf Umgebungen struktureller, also kultureller, politischer, soziologischer und ökonomischer Art, welche Ausschlüsse, Stigmatisierungen und Diskriminierungen von Menschen, die als behindert betrachtet werden, hervorbringen, betonen die an der Universität Innsbruck lehrende Erziehungswissenschaftlerin Julia Biermann und der in Luxemburg forschende Soziologe Justin J. W. Powell in ihrem Beitrag zu den Internationalen Disability Studies (vgl. Biermann, Powell 2022: 19). Mit dieser Betrachtung stellen sie also einen Paradigmenwechsel in Bezug auf die gesellschaftliche und theoretische Auseinandersetzung mit (Nicht-)Behinderung dar.

Die Disability Studies zeichnen sich durch ihre Multi- und Transdisziplinarität aus, um Konstruktionen wie ‚Normalität‘ als Gegenpol zu Behinderung aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zu dekonstruieren. Wie schon einleitend erwähnt, sind die Disability Studies in den 1970er Jahren in den USA und Großbritannien aus den Kämpfen behinderter Aktivist_innen in den 1960er Jahren hervorgegangen. Das Credo der internationalen Behindertenbewegung war und ist ‚Nichts über uns, ohne uns!‘ (Klein 2022: 478).

Bezogen auf die Entstehung der Disability Studies in Großbritannien und den USA lassen sich unterschiedliche Entstehungsprozesse in Bezug auf ihre Zugänge abzeichnen. In Großbritannien war einerseits der 1975 zusammen mit behinderten Aktivist_innen entwickelte Kurs *The Handicapped Person in the Community* an der Open University in Großbritannien bedeutend, andererseits die Veröffentlichung eines Positionspapiers der britischen Behindertenbewegung im Jahr 1976, in der die Gruppe „Union of Physically Impaired Against Segregation“ (UPIAS) beteiligt war (Biermann/Powell 2022: 21). In diesem Positionspapier wurde formuliert, dass Behinderung eine Benachteiligung sei, die durch soziale Umstände hervorgerufen werde. 1986 wurde zudem zum ersten Mal eine Zeitschrift, in der behinderte Redaktionsmitglieder waren, gegründet, die *Disability, Handicap & Society*. Diese wurde 1994

in *Disability & Society* umbenannt, aufgrund der Problematisierung des Wortes Handicap⁷. Aus den im eher aktivistischen Bereich angesiedelten Diskussionen innerhalb der Behindertenbewegung wurde so der Rahmen für einen akademischen, vor allem sozialwissenschaftlichen Diskurs über sozioökonomische Strukturen etabliert. (Biermann, Powell 2022: 21) Angelehnt an neo-marxistische Zugänge, nach welchen behinderte Menschen durch das kapitalistische System unterdrückt werden, arbeiteten die britischen Disability Studies das soziale Modell von Behinderung heraus, auf das im weiteren Verlauf noch weiter eingegangen werden soll. Wichtige Werke für die Anfänge der britischen Disability Studies und der Entwicklung des sozialen Modells von Behinderung sind insbesondere das 1980 erschienene *Attitudes and Disabled People* des britischen Behindertenrechtsaktivisten und Sozialwissenschaftlers Victor ‚Vic‘ Finkelstein (1938-2011) sowie die Bücher *Social Work with Disabled People* (1983) und *The Politics of Disablement* (1990) des britischen Soziologen Michael ‚Mike‘ Oliver. Außerdem ist das 1992 erschienene Werk *Disabled people in Britain and discrimination: A case for anti-discrimination legislation* von dem Soziologen und Kulturwissenschaftler Colin Barnes über das diskriminierende Sozialsystem im Zusammenhang mit Behinderung, zu nennen. (Vgl. Biermann, Powell 2022: 21)

Ungefähr zur gleichen Zeit entwickelt sich in den USA ebenfalls die Auseinandersetzung, Behinderung als soziales Phänomen aufzufassen. Anders als in den britischen Disability Studies lag die Ausrichtung der US-amerikanischen darin – anschließend an die dortigen Bürger_innenrechtsbewegungen –, Menschen mit Behinderung als eine Minderheitengruppe aufzufassen. Zudem lag der Fokus auf der Hinterfragung und Kritik kultureller Werte, welche zu Diskriminierungen und Zuschreibungen beitragen (Biermann, Powell 2022: 22). Für die Entwicklung der daran angelehnten Modelle war vor allem die *White House Conference on Handicapped Individuals* 1977, bei welcher Menschen mit Behinderung als Gruppe öffentlich auftraten von Bedeutung. Ausschlaggebend war zudem die Gründung der Zeitschrift *Disability Studies Quarterly* ab 1980, bei welcher auch der bekannte Behindertenrechtsaktivist, Soziologe und Autor des 1982 veröffentlichten Buches *Missing Pieces: A Chronicle of Living with a Disability*, Irving K. Zola (1935–1994) mitgewirkt hat. Zola gilt als Gründer der US-

⁷ Der Begriff Handicap – ursprünglich aus dem Lotteriespiel stammend – beschreibt ein Defizit, welches eine Person mit Behinderung zu Vergleich mit einer nichtbehinderten Person hat. Anders als der Begriff Behinderung, der auch die behindernden Aspekte der Gesellschaft miteinbezieht, werden behinderte Menschen mit dem Begriff Handicap als ‚schwächer‘ eingeordnet. „Es wird erst auf den*die Beste*n geschaut – in diesem Fall der Mensch ohne Behinderung – und dann verglichen, was der*die vermeintlich Schwächere (also der Mensch mit Behinderung) nicht kann. Der individuelle und persönliche Blick auf jede*n einzelnen geht damit verloren.“ (Karpa 2019: o. S.).

amerikanischen Disability Studies. Außerdem wurde 1982 die “Section for the Study of Chronic Illness, Impairment, and Disability” (seit 1986 die “Society for Disability Studies”) gegründet (vgl. Biermann, Powell 2022: 22). Diese Gründungen und „Veröffentlichungen trugen – verbunden mit Protestaktivitäten für Menschenrechte und der Implementierung von Behindertenpolitiken [...] – dazu bei, die [US-]amerikanischen Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften auf die historischen, sozio-kulturellen und rechtlichen Bedingungen des sozialen Ausschlusses und der Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen aufmerksam zu machen“ (Biermann, Powell 2022: 22). Sowohl in Großbritannien als auch in den USA etablierten sich so in den 1980er und 1990er Jahren die Disability Studies als eignes Forschungsfeld.

Im deutschsprachigen Raum entwickelten sich die Disability Studies als Forschungsrichtung erst Ende der 1990er, Anfang der 2000er Jahre. Den internationalen Disability Studies wurden zuvor keine Aufmerksamkeit geschenkt. Theresia Degener, Juristin und eine bedeutende Vertreterin der sich entwickelnden deutschsprachigen Disability Studies, machte im Jahr 1995 darauf aufmerksam, dass es in Großbritannien und den USA bereits „eine von Behinderten selbst entwickelte Behindertentheorie“ (Degener 1995: 40) gebe und der deutschsprachige akademische Raum einen dringenden Nachholbedarf habe. Auch die Soziologin Anne Waldschmidt, eine führende Vertreterin der deutschsprachigen Disability Studies, übte 1997 anlässlich einer Tagung zum Geschlechterverhältnis in der Sonderpädagogik deutliche Kritik an der Sonder- und Behindertenpädagogik (vgl. Köbsell 2022: 59). Zudem lassen sich auch frühere Veröffentlichungen in den 1980er Jahren, vor allem die Zeitschriften *Krüppel-Zeitung*, *Luftpumpe* und *randschau* zur Entwicklung der deutschsprachigen Disability Studies hinzurechnen. Außerdem wurden von Mitgliedern der Behindertenbewegung Bücher veröffentlicht, die sich mit der historischen Aufarbeitung von Zwangssterilisationen und Ermordung behinderter Menschen während der NS-Zeit auseinandersetzten (vgl. z.B. Köbsell 1987; Sierck, Radtke 1984; Wunder, Sierck 1982). Auch in Österreich wurden einige Bücher veröffentlicht, die zu den Disability Studies gerechnet werden können, wie z.B. *Behindertenalltag – wie man behindert wird* (Forster, Schönwiese 1982), *O du mein behinderndes Österreich* (Huainigg 1999) oder *Behinderung und Pädagogik. Eine Einführung aus Sicht behinderter Menschen* (Schönwiese 1997).

Ausschlaggebend für die deutschsprachigen Disability Studies war schließlich die Ausstellung *Der (im-)perfekte Mensch* im Jahr 2001 im Deutschen Hygiene-Museum Dresden, bei welcher Vertreter_innen des deutschsprachigen kritischen Diskurses zu Behinderung wie z.B. Anne

Waldschmidt, Theresia Degener sowie Rebecca Maskos und Vertreter_innen der US-amerikanischen Disability Studies, wie z.B. der Professorin für Englisch, Disability Studies und feministische Theorie Rosemarie Garland-Thomson, dem Autor und Filmemacher David T. Mitchell und der Professorin für German Studies Carol Poore aufeinandertrafen und in den Dialog kamen (Köbsell 2022: 60).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in den Disability Studies eine neue wissenschaftliche Perspektive auf Behinderung entstand:

„Die Disability Studies verstehen Behinderung nicht als naturgegebenes, überhistorisches Phänomen – sondern als eine gesellschaftlich negativ bewertete Differenz, die sozial konstruiert wird und daher stets in ihrem jeweiligen historischen, sozialen und kulturellen Kontext analysiert, gedeutet und verstehbar gemacht werden muss.“ (Brehme, Fuchs, Köbsell, Wesselmann 2020: 9)

Dies schreiben die Herausgeber_innen des aus der Disability Studies Konferenz 2018 hervorgegangenen und 2020 veröffentlichten Sammelbandes *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* in der Einleitung und weisen auf den Unterschied hin, dass Behinderung zuvor meist hauptsächlich aus medizinischer oder (sonder-) pädagogischer Sicht behandelt wurde.

Für diese neue Perspektive war die Verbindung von verschiedenen Disziplinen aus geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen transdisziplinären Herangehensweisen unausweichlich.

Wie schon erwähnt entwickelten die Disability Studies verschiedene Modelle von Behinderung, die sich unterschiedlicher theoretischer Zugänge als Grundlage für die theoretische Auseinandersetzung mit Behinderung bedienten. Die Modelle wurden aus der Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen und den Diskriminierungen behinderter Menschen entwickelt, um biologistische und rehabilitationsorientierte Ansätze infrage zu stellen und eigene Behinderungsbegriffe zu generieren. Für die theoretische Herangehensweise dieser Arbeit bilden das soziale und das kulturelle Modell von Behinderung einen wichtigen Ausgangspunkt, auf welchen sich in der weiteren Ausarbeitung immer wieder bezogen wird. Aus diesem Grund werde ich nun auf die Modelle näher eingehen.

3. Modelle von Behinderung

Im Unterschied zu einer Theorie, die als „ein System wissenschaftlich begründeter Aussagen zur Erklärung bestimmter Sachverhalte [zu verstehen ist], bildet ein Modell einen Gegenstand vereinfacht ab und repräsentiert diesen“ (Hirschberg 2022: 94). Modelle verwenden zwar Theorien, jedoch nur einige für sie wichtige Aspekte daraus.

„Modelle reflektieren gesellschaftliche Sichtweisen auf Behinderung, ohne dass dies explizit thematisiert wird. Sie sind entscheidend dafür, wie Behinderung verstanden, repräsentiert und produziert wird, und haben somit auch Einfluss darauf, welche Lebensmöglichkeiten und welchen Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen behinderte Menschen haben.“ (Hirschberg 2022: 94)

In den folgenden drei Unterkapiteln werden das individualisierende oder medizinische Modell, das soziale Modell und das kulturelle Modell näher vorgestellt werden, um nachvollziehbar zu machen, wie Behinderung jeweils verstanden wird. Das individualisierende bzw. medizinische Modell von Behinderung ist als Kritik der Disability Studies zu verstehen, wie Behinderung gesellschaftlich aufgefasst und behandelt wurde und immer noch wird. Die beiden anderen Modelle – das soziale und das kulturelle – können als daraus entwickelte Gegenentwürfe gelesen werden.

3.1. Das individualisierende Modell von Behinderung

Das individualisierende oder medizinische Modell stellt eine von den Disability Studies formulierte rekonstruierende Kritik an dieser Form der Sicht auf Behinderung dar. Der Begriff Behinderung wird in seiner alltäglichen Verwendung auf eine Gruppe von Menschen angewandt, welche wegen ganz unterschiedlicher Beeinträchtigungen nicht in der Lage sind, an als ‚normal‘ geframten Prozessen des sozialen und gesellschaftlichen Lebens teilzunehmen. Medizinisch gesehen wurden Beeinträchtigungen und Behinderungen meist an bestimmten ‚Schädigungen‘ oder ‚Störungen‘ gemessen und versucht, die Personen insoweit zu rehabilitieren, um ihr individuelles ‚Schicksal‘ besser an den ‚Normalzustand‘ anzupassen. Für einen breiteren Blick, welcher auch auf die Wechselwirkungen zwischen individuellen Beeinträchtigungen und gesellschaftlichen Strukturen und Bedingungen eingeht, wurde im Jahr 2000 die *International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF)* eingeführt, in welcher Behinderung als Resultat einer „dynamischen Interaktion zwischen Menschen und ihrer materiellen und sozialen Umwelt“ (Windisch 2014: 28) gefasst wird, also als ein

mehrdimensionales Phänomen. Mit der IFC wurden zwar eine viel größere Anzahl an Faktoren miteinbezogen und so bisher vorherrschende Klassifikationssysteme erweitert, konkrete Handlungsmöglichkeiten bleiben letztendlich trotzdem auf der Ebene des Individuums, was die persönlichen Möglichkeiten einzelner Personen mit Beeinträchtigungen zwar erweitern soll, aber kaum Einfluss nimmt auf die strukturellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten. (Windisch 2014: 29)

Als problematisch lässt sich vor allem der Mechanismus der Medizinierung bezeichnen, der bedeutet, dass bei der Arbeit mit behinderten Personen „all das, was in Bezug auf Entwicklung, Fühlen, Denken, soziales Verhalten, Lernen, leibliche Gestalt und körperliche Funktionen als regelwidrig und somit abweichend gedeutet wird, als biologisch fundiertes medizinisches Problem wahrgenommen wird“ (Dederich, Greving, Mürner, Rödler 2009: 8, zit. nach Windisch 2014: 29).

An dem individualisierenden Modell wird vor allem kritisiert, dass die Gesellschaft nur als Rahmenbedingung gedacht wird, welche in Form des Sozialstaates bestimmte Dienstleistungen bereitstellt, die dazu beitragen, die Naturalisierung und Medizinisierung von Behinderung zu befördern. Bei dieser berechtigten Kritik darf jedoch nicht vergessen werden, dass diese Ansätze das Ziel haben, Handlungs- und Partizipationsmöglichkeiten von Personen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen zu erweitern. Auch wenn sie sich nicht generalisierend gegen alle Personen, die professionell mit Menschen mit Behinderung zusammenarbeiten, richtet, gibt es seitens der Behindertenbewegung trotzdem Kritik an Einrichtungen, Unterstützungsangeboten und professioneller Praxis, sich nicht an den sozialen und subjektiven Realitäten von Menschen mit Behinderung orientiert. Die Kritik richtet sich vor allem gegen Vorannahmen innerhalb des professionellen Wissens oder Merkmalszuschreibungen, welche oft homogenisierend und defizitorientiert mit dem Begriff Behinderung verbunden werden und sich dann in der Asymmetrie zwischen den Professionellen und ‚ihren Klient_innen‘ zeigen. (Windisch 2014: 30)

In medizinischen Wissenssystemen wird Körperlichkeit in einer Form beschrieben und bewertet, die Erfahrungen, Selbsterfahrung und Identitätsbildung sehr stark beeinflusst. Menschen mit Behinderung erleben das in besonderem Ausmaß, da ihnen häufig vermittelt wird, dass „‘natürlich‘ gegebene Faktoren, biologische Begrenzungen und gesellschaftliche Regulierungen [...] ihre Lebenschancen zur Gänze bestimmen [würden], während ihr persönliches Potenzial zur Gestaltung von Lebensrealitäten weitgehend in den Hintergrund

rückt“ (Windisch 2014: 30, Herv. i. O.). Das heißt, ihnen wird vermittelt, dass ihr Leben gänzlich in Form eines ‚natürlichen‘, biologischen, problematischen Schicksals bestimmt ist; ihre persönliche, individuelle Entfaltung spielt dabei kaum eine Rolle.

3.2. Das soziale Modell von Behinderung

Das soziale Modell von Behinderung ist aus der britischen Behindertenbewegung hervorgegangen und wurde vor allem, wie oben erwähnt, von Michael Oliver, Vic Finkelstein und der Veröffentlichung des Positionspapiers der britischen Behindertenbewegung im Jahr 1976 u.a. mit der Gruppe *Union of Physically Impaired Against Segregation* (UPIAS) geprägt.

Die Grundannahme des sozialen Modells ist, dass nicht eine Beeinträchtigung (impairment) behindere, sondern die Gesellschaft, und dass Behinderung (disability) und impairment systematisch voneinander zu trennen seien. Behinderung sei ein Ausdruck gesellschaftlicher Ungleichheit und deren Hauptursache seien die auf Ausbeutung beruhenden Produktions- und Arbeitsverhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft, welche behinderte Menschen systematisch benachteiligen und ausschließen. „Das soziale Modell von Behinderung stellt die Kritik an gesellschaftlichen Strukturen, Organisationsformen und Machtverhältnissen in den Vordergrund der Auseinandersetzung und interpretiert ‚disability‘ als einen *Effekt* gesellschaftlicher Verhältnisse.“ (Windisch 2014: 32, Herv. i. O.) Zentral im sozialen Modell ist die Kritik, dass durch medizinische Erklärungsversuche individuelle ‚Defizite‘ in den Vordergrund gestellt werden, die sich grundsätzlich an den gesellschaftlichen Normen, Werten und Strukturen nichtbehinderter Menschen orientieren. Daraus resultiere ein ‚Behindert-Werden‘, welches im Grunde alle Menschen mit Beeinträchtigungen betreffe und mit eingeschränkten Zugangs- und Teilhabemöglichkeiten und gesellschaftlichen Diskriminierungen einhergehe. (Windisch 2014: 32)

Theoretisch baut das soziale Modell von Behinderung auf strukturtheoretischen und neomarxistischen Gesellschaftstheorien auf. Gegenstand der Analyse sind demnach die gesellschaftlichen Verhältnisse der kapitalistischen Produktionsweise, durch welche behinderte Menschen Unterdrückung und Ausgrenzung erfahren, da ihre Arbeitskraft keinen oder wenig ökonomischen Wert habe (Waldschmidt 2020a: 66). Zentrale Anliegen des sozialen Modells von Behinderung sind es, strukturelle soziale Ungleichheiten zu problematisieren und damit ökonomische Verhältnisse, gesellschaftliche Institutionen und den Zugang zu Partizipation und Teilhabe zu verändern und zu verbessern. Mit der Problematisierung und Analyse struktureller Verhältnisse geht jedoch auch eine Vermeidung von Analyse und Thematisierung persönlicher

Erfahrungen einher, aus der Befürchtung heraus, dass Behinderung nicht mehr unter dem Aspekt der gesellschaftlich-strukturellen und sozialen Perspektive betrachtet werde. (Vgl. Windisch 2014: 33; Hirschberg 2022: 98)

Der Kritik an den medizinischen Begründungszusammenhängen in Bezug auf Behinderung (siehe oben 3.1.), tritt das soziale Modell mit einer identitätspolitischen Perspektive entgegen, um die Forderungen nach der Veränderung von gesellschaftlichen Strukturen durchzusetzen. Nach Windisch nimmt dieser identitätspolitische Zugang jedoch den Standpunkt ein, von ‚den‘ Menschen mit Behinderung zu sprechen, sodass Menschen mit Behinderung als homogene Gruppe erscheinen, was jedoch die Unterschiede zwischen den Menschen vernachlässigt und auch besonders komplex behinderte Personen nicht berücksichtigen kann. So finden also sowohl auf der Seite der Analyse der Strukturen als auch der Benennung der Gruppe von Menschen mit Behinderung Vereinheitlichungen statt (Windisch 2014: 34).

„Kurz: weder die Homogenisierung der (Mehrheits-)Gesellschaft als ausschließlich diskriminierende noch generalisierende Aussagen über ‚die‘ Lebensrealitäten beeinträchtigter Personen entsprechen einer gesellschaftlichen Realität, die gegenwärtig durch Prozesse der Pluralisierung, die zunehmende funktionale Differenzierung der Gesellschaft und den Einfluss neoliberaler Politikformen zu charakterisieren ist.“ (Windisch 2014: 35, Herv. i. O.)

In der Kritik am sozialen Modell von Behinderung, Behinderung als von der Gesellschaft ausgehend zu betrachten und von Beeinträchtigung zu trennen, steht zudem, dass die strikte Trennung zwischen impairment (Beeinträchtigung) und disability (Behinderung) eine Dichotomie darstelle, welche disability als gesellschaftlich geworden kritisiert, impairment jedoch nicht weiter problematisiert (vgl. Waldschmidt 2020a: 65). Dieser Problematik hat sich unter anderem das kulturelle Modell von Behinderung angenommen, welches im nächsten Unterkapitel vorgestellt wird.

3.3. Das kulturelle Modell von Behinderung

Neben der kritischen Betrachtung des sozialen Modells von Behinderung bilden die US-amerikanischen Disability Studies und deren Ausarbeitungen zur Rolle von Kultur für das Phänomen Behinderung eine Grundlage des kulturellen Modells von Behinderung. Aus einer kulturwissenschaftlichen Kritik am sozialen Modell entstanden, formuliert das kulturelle Modell von Behinderung, dass auch kulturelle Praktiken und Repräsentationsformen

modifiziert werden können und nicht nur durch widerständiges Handeln und politische Artikulation gesellschaftliche Veränderung möglich sei. (Waldschmidt 2020a: 66) Wie das soziale Modell ist auch das kulturelle sowohl mit der Behindertenbewegung wie z.B. mit der Praxis der ‚Disability Culture‘ und der ‚Deaf Culture‘ verbunden als auch gesellschaftskritisch verortet. Da es Kultur als in der Gesellschaft eingebettet betrachtet, trägt es zur Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft und damit z.B. auch zur Infragestellung der Vorstellung von ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ oder ‚Normalität‘ bei. „Die Vermittlung von Deutungen, Wertungen und Vorstellungen geschieht allerdings nicht unabhängig von, sondern im Rahmen gesellschaftlicher Strukturen [...] und ist immer mit Machteffekten verbunden.“ (Windisch 2014: 36)

Die Ausgangsbasis des kulturellen Modells ist demnach, anders als beim sozialen Modell, dass Behinderung nicht als rein strukturelle Diskriminierung betrachtet wird, sondern, dass es „um eine kulturell und historisch spezifische Problematisierungsweise von Auffälligkeit und Abweichung“ (Waldschmidt 2020a: 67) geht. Wichtig sei es, nicht Begriffe wie ‚Behinderung‘, ‚Normalität‘ oder ‚Abweichung‘ von einer gesellschaftlichen Differenz aus zu betrachten, sondern vor allem die Fragen danach zu stellen, welche soziokulturellen Haltungen, Muster, Positionen etc. gesellschaftlich relevant sind und wie diese in gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen wirken. (Windisch 2014: 36)

Theoretisch wird sich vorwiegend auf poststrukturalistische Ansätze und Autor_innen wie die französischen Philosophen Michel Foucault und Jaques Derrida und die US-amerikanische Philosophin und Queer-Theoretikerin Judith Butler bezogen sowie auf die Cultural Studies von u.a. dem britischen Soziologen Stuart Hall.

„Aus kulturwissenschaftlicher Sicht genügt es nicht, Behinderung als individuelles Schicksal oder diskriminierte Randgruppenposition zu kennzeichnen. Vielmehr geht es um ein vertieftes Verständnis der Kategorisierungsprozesse selbst, um die Dekonstruktion der ausgrenzenden Systematik und der mit ihr verbundenen Realität. Nicht nur Behinderung, sondern auch ihr Gegenteil, die gemeinhin nicht hinterfragte ‚Normalität‘ soll in den Blickpunkt der Analyse rücken. Denn behinderte und nicht behinderte Menschen sind keine binären, strikt getrennten Gruppierungen, sondern einander bedingende, interaktiv hergestellte und strukturell verankerte Komplementaritäten.“ (Waldschmidt 2005: 25, Herv. i. O.)

Behinderung wird eben nicht negativ oder defizitär verwendet, sondern als ein Bedeutungsphänomen, welches eingebunden ist in gesellschaftsstrukturierende, kulturelle Kategorisierungs- und Klassifikationsprozesse und als solches deshalb auch veränderbar ist. Bedeutsam sind daher im kulturellen Modell von Behinderung auch die Repräsentation und die kulturellen Bilder von Behinderung. (Windisch 2014: 37f) Es geht darum, Diskurse und Wissensordnungen kritisch zu hinterfragen. Eine Stärke des kulturellen Modells ist es, dass es die Wechselverhältnisse von Behinderung und Nichtbehinderung oder Normalität und Abweichung kritisch reflektiert und in einen historisch gewordenen gesellschaftlichen Zusammenhang stellt. Es trägt außerdem auch zu anderen Ansätzen, wie beispielsweise den Gender Studies und Queer Studies bei, bestimmte gesellschaftliche Annahmen zu hinterfragen und durch seine selbstreflektierende Herangehensweise „immer beide Seiten einer Medaille zu betrachten“ (Waldschmidt 2020a: 68).

Kritisch zu beleuchten sind innerhalb des kulturellen Modells, die Fokussierung auf „Symbole, Bedeutungen und Diskurse, Einstellungen und Werte, Traditionen und Verhaltensweisen“ (Waldschmidt 2020a: 68). Dieser Fokus geht mit einer Vernachlässigung der Analyse von materiellen und institutionellen Verhältnissen einher, der herrschafts- und gewaltförmige gesellschaftliche Verhältnisse nicht ausreichend analysieren kann (Waldschmidt 2020a: 68)

Neben den zwei – das individualisierende Modell ist ja eher als rekonstruierende Kritik an dem rein medizinischen Verständnis von Behinderung zu bewerten – hier vorgestellten Modellen gibt es noch weitere Modelle, wie beispielsweise das Minderheitenmodell, das relationale Modell oder das Menschenrechts-Modell (vgl. dazu Waldschmidt 2020a), auf die hier nun jedoch nicht näher eingegangen wird, da ich mich in den weiteren Ausführungen auf das soziale und das kulturelle Modell von Behinderung beziehen werde.

Wie schon erwähnt, ging mit den in den Disability Studies entwickelten Modellen ein Paradigmenwechsel einher, welcher sich mit der von Waldschmidt formulierten Frage, gut zusammenfassen lässt: „Die Ausgangsfrage lautet daher nicht: Wie soll die Gesellschaft mit behinderten Menschen umgehen? Vielmehr ist es notwendig, einen Schritt zurück zu treten und grundsätzlicher zu fragen: Wie, warum und wozu wird historisch, sozial und kulturell ‚Andersheit‘ als Behinderung hergestellt, verobjektiviert und praktiziert?“ (Waldschmidt 2020b: 12, Herv. i. O.).

Gerade das soziale und das kulturelle Modell von Behinderung stellen die historischen, sozialen und kulturellen Aspekte in Bezug auf die Betrachtung von (Nicht-)Behinderung heraus. Für die weiteren Ausarbeitungen einer ableismuskritischen Herangehensweise, die im nächsten Kapitel vorgestellt wird, bilden sie eine wichtige Grundlage. Sie bilden das Fundament der internationalen Disability Studies und stellen deshalb auch für die noch relativ jungen deutschsprachigen Disability Studies einen Ausgangspunkt für die weitere Forschung dar, zu welcher diese Arbeit einen Beitrag leisten soll.

4. Ableismus und Ableismuskritik

Wie schon einleitend angemerkt, wird in Bezug auf die Analyse gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse, der Umgang und die Zuschreibungen mit Behinderung und Nichtbehinderung und Behindertenfeindlichkeit selten miteinbezogen: „Bisher fehlen in der Analyse der ‚-ismen‘ oft die Annahmen rund um Behinderung und Nichtbehinderung“ (Maskos 2015: o. S., Herv. i. O.). Das ist insofern erstaunlich, als dass diese doch „fester Bestandteil des urteilenden Denkens über Menschen und Grundlage für eine Reihe fundamentaler Ausgrenzungsprozesse – zum Beispiel die institutionelle Segregation im Bereich von Bildung, Arbeit und Wohnen“ (ebd.) sind. Das heißt, dass es einer Analyse dieser Ausgrenzungsprozesse bedarf, um die diesen Prozessen zugrundeliegenden gesellschaftlichen Strukturen und Denkmuster aufzudecken.

Um die macht- und herrschaftsvollen Verhältnisse zu untersuchen, hat sich in der Behindertenbewegung und den internationalen Disability Studies der Begriff ableism etabliert. In den deutschsprachigen Disability Studies gibt es in Bezug auf eine Analyse von ableism – auf Deutsch dem englischen Begriff entlehnt als Ableismus bezeichnet – noch relativ wenige theoretische Ausarbeitungen. Zu nennen sind hier Arbeiten von Rebecca Maskos (Maskos 2010; Maskos 2015), der Text *Zur Kritik der Fähigkeiten* von Tobias Buchner, Lisa Pfahl und Boris Traue (Buchner, Pfahl, Traue 2015), das Essay *Ableismus* von Tanja Kollodzieyski (Kollodzieyski 2020) und das Buch *Behinderung und Ableismus* von Andrea Schöne (Schöne 2022). Auf diese Texte werde ich mich in den nun folgenden Darstellungen hinsichtlich des Begriffs Ableismus und was darunter zu verstehen ist, beziehen. Hierbei geht es mir einerseits darum, Ableismus als Diskriminierungsform und in gesellschaftliche Verhältnisse eingebettete Denkform gegenüber behinderten Menschen, darzulegen und zu kritisieren. Andererseits soll die im deutschsprachigen Raum noch recht junge Formulierung einer Ableismuskritik

vorgestellt werden, um mit diesem die Erfahrungen behinderter Menschen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen gesellschaftstheoretisch einzuordnen.

Was heißt Ableismus? Welche gesellschaftlichen Annahmen über Menschen mit Behinderung liegen ableistischen Zuschreibungen zugrunde? Welche relationalen Zusammenhänge gibt es in Bezug auf die Wahrnehmung und den gesellschaftlichen Umgang von Fähigkeiten und Behinderung? Und was heißt es, Ableismus zu kritisieren? Diese Fragen werden in den nachfolgenden Kapiteln beantwortet, um nachvollziehbar zu machen, was unter Ableismus zu verstehen ist.

Dieser Bezug ist für die der Arbeit zugrundeliegenden Fragestellung und deren Beantwortung insofern wichtig, da die Erfahrungen behinderter Menschen in gesellschaftliche Strukturen und Denkmuster eingebunden sind. Dies dient als Grundlage für die weitere Analyse der autobiographischen Texte und den darin geschilderten Erfahrungen von gesellschaftlichen Zuschreibungen.

4.1. Was heißt Ableismus?

Der Begriff Ableismus hat seine Ursprünge in den 1980er Jahren in der Behindertenrechtsbewegung der USA. Er ist dem englischen Begriff *ableism* entlehnt und geht zurück auf das englische Wort *able*, was so viel heißt wie ‚fähig‘, ‚geeignet‘, ‚begabt‘ oder ‚befähigt sein‘. Nach Tobias Buchner, Lisa Pfahl und Boris Traue, die in ihrem Beitrag *Zur Kritik der Fähigkeiten* auf die Herkunft des Begriff Ableismus näher eingehen, lässt sich das Wort *able* bis ins 14. Jahrhundert nachverfolgen. Es gehe auf das altfranzösische Wort *hable* und dem lateinischen *habilis* und *habere* (lässt sich mit *haben* und *halten* übersetzen) zurück. *Able* bezeichne zweierlei: „halten können“ und „für einen Zweck geeignet“ [...] Für den englischen Sprachgebrauch ist also eine Doppelbedeutung ausschlaggebend: Einerseits ist eine körperliche, kognitive und geistige (d.h. verantwortliche) Fähigkeit gemeint, andererseits die Nutzung dieser Fähigkeit im Kontext koordinierter Aktivitäten“ (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S., Herv. i. O.). Durch die Ergänzung *ismus* beschreibt Ableismus ein System von Handlungen, Institutionen, von strukturellen und ideologischen Überzeugungen, Ausschlüssen, Zuschreibungen und Werten. Ableismus lässt sich so anderen Ismen wie Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Heterosexismus, aber auch Diskriminierungsformen wie Queer- und Transfeindlichkeit zuordnen. (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.)

Im deutschsprachigen Raum wird sich auf einer aktivistischen Ebene schon öfter auf diesen Begriff bezogen, es gibt es bisher jedoch kaum theoretische Ausarbeitungen zu Ableismus. Eine eindeutige Definition von Ableismus lässt sich bisher nicht formulieren. Die Journalistin, Speakerin und Moderatorin Andrea Schöne definiert Ableismus in ihrem 2022 erschienen Buch *Behinderung und Ableismus* als

„ein geschlossenes System von Denk- und Verhaltensweisen, das sich in verschiedenen Formen innerhalb der Gesellschaft und Institutionen äußert. Nichtbehinderte sind in diesem System privilegiert. Das heißt, sie haben gegenüber behinderten Menschen gesellschaftliche und strukturelle Vorteile, die behinderte Menschen unterdrücken. Nichtbehinderte haben die Deutungshoheit über das Leben und die Eigenschaften, die sie behinderten Menschen zuschreiben. Diese können sowohl positiv als auch negativ besetzt sein, folgen aber stets Stereotypen. Mittel der Zuschreibungen sind beispielsweise Sprache, Gesetze, Gegenstände jeglicher Art und soziale Beziehungen. Im Mittelpunkt der Deutungen steht die Bewertung von Menschen und deren Körpern nach Leistungsfähigkeit, festgelegt von der nichtbehinderten Dominanzgesellschaft. Damit trifft Ableismus aber auch direkt die Lebenswelt nichtbehinderter Menschen.“ (Schöne 2022: 9)

Ableismus bezeichnet also die in der Dominanzgesellschaft vorherrschenden Strukturen und Denkmuster, welche nichtbehinderten Menschen einen privilegierten Status gegenüber behinderten Menschen zusprechen. Zudem beinhalten ableistische Strukturen und Praktiken eine Orientierung an Leistungsfähigkeit und damit einhergehenden Bewertungen und Zuschreibungen, die Menschen mit Behinderung in besonderem Maße treffen. (Schöne 2022: 9)

Rebecca Maskos, die einen der ersten deutschsprachigen Beiträge zu Ableismus verfasst hat, betont, dass „das ideologische Denken und Reden über Behinderung eine Konstruktion ähnlich dem Sexismus, Rassismus, Antiziganismus, der Homophobie usw. nicht eine bloße Diskriminierungsform [ist], sondern gleichzeitig ein Denken, das sich permanent sowohl auf Normativität bezieht als auch Normativität hervorbringt“ (Maskos 2010: o.S.). Aus diesem Grund werde auch der aus dem Englischen stammende Begriff Ableismus dem Begriff der Behindertenfeindlichkeit vorgezogen. Behindertenfeindlichkeit beschreibe nur einen Teil davon, wie das Denken und der Umgang mit als behindert gekennzeichneten Menschen aussehe und sich zum Beispiel auch in Mitleid, Bewunderung, Nicht-Ernstnehmen ausdrücken kann und

sich in dem Sinne nicht direkt als ‚feindlich‘ beschreiben lasse. (Ebd.) Die feministische Autorin, Literaturwissenschaftlerin und Aktivistin für Behindertenrechte Tanja Kollodzieyski schreibt in ihrem Essay *Ableismus*, dass es darum gehe „wie nichtbehinderte Menschen das Leben von Menschen mit Behinderung bewerten; welche Bilder und Stereotypen sie im Kopf haben, wenn sie an behinderte Menschen denken“ (Kollodzieyski 2020: 4). Diese stereotypen Bilder werden meist gar nicht aktiv geformt, sondern entstehen durch Unwissenheit und historisch gewachsene Zuschreibungen (ebd.).

Die Denkformen, welche sich, wie beschrieben, nicht ausschließlich in Form von Feindlichkeit ausdrücken, beruhen auf essentialisierendem Denken über den Körper, „das heißt im Urteil über das Wesen von Menschen anhand ihrer Körperlichkeit“ (Maskos 2010: o. S.). Dieses biologistische Denken reduziert Personen anhand bestimmter körperlicher Merkmale und ordnet sie Gruppen zu, denen bestimmte Eigenschaften und Bewertungen zugeschrieben werden. Ob und ab wann Menschen als ‚behindert‘ gelten, werde anhand ihrer zugeschriebenen Fähigkeiten beurteilt: „Die Fähigkeit ist deshalb auch der Dreh- und Angelpunkt des essentialisierenden Denkens über Behinderung.“ (Maskos 2010: o. S.)

Wie sich die gesellschaftliche Betrachtung von Fähigkeiten und Fähig-Sein gestaltet, wie diese eingebunden sind, in die gesellschaftliche Konstruktion von Normalität und Abweichung und wie diese mit einem kapitalistischen und leistungsorientierten Ideal zusammenhängt, soll in den nächsten Unterkapiteln beleuchtet werden.

4.2. Gesellschaftliche Normen und Normalität

Eine der zentralen Fragen, die in den Disability Studies immer wieder gestellt wird, ist, wie und warum gesellschaftlich Behinderung zum Gegenpol des Normalen konstituiert wird. Dass sich auf Normalität in vielen, z.B. soziologischen Texten wie auf eine Selbstverständlichkeit bezogen wird, zeugt davon, dass dieser Bezugspunkt selten hinterfragt und reflektiert wird. Auch wenn selten explizit erörtert wird, was denn Normalität eigentlich meint, nimmt sie einen bedeutenden Stellenwert als Kategorie ein. (Waldschmidt 2004: 143).

Auf einer theoretischen Ebene lässt sich in Bezug auf diesen Aspekt der von der Gesellschaft geforderten Normalität, auf die Ausarbeitungen des US-amerikanischen Soziologen Erving Goffman verweisen. Goffman, der sich mit der Thematik von gesellschaftlichen Zuschreibungen und die Auswirkungen auf die Identität auseinandergesetzt hat, verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff des Stigmas. Goffmans Studie *Stigma. Über Techniken der*

Bewältigung beschädigter Identität (1967, im US-amerikanischen Original. 1963) stellt eines der Schlüssel- und Begründungswerke sowohl der Soziologie der Behinderung als auch der Disability Studies dar. Diese Studie entwirft eine Theorie der Subjektivität und Identität, welche in Interaktionen zwischen Stigmatisierten und Nicht-Stigmatisierten, zwischen ‚Normalen‘ und den ‚Anderen‘ erscheine.

Erving Goffman interessiert sich vor allem für die Anforderungen, die von außen auf eine stigmatisierte Person treffen und Widersprüche im eigenen Empfinden dieser Person hervorrufen. Um von der Umgebung als ‚normal‘ behandelt zu werden, muss die stigmatisierte Person, diesem Anspruch entsprechend, sich so verhalten, als sei sie ‚normal, um als ‚Normale‘ angenommen und von den ‚Normalen‘ auch als solche behandelt zu werden. Gleichzeitig wird ihr vermittelt, dass sie nicht ‚normal‘ ist und diese ‚Nicht-Normalität‘ oder Andersheit akzeptieren müsse (Cloerkes 2000: o. S.). Als ‚Normale‘ gelten für Goffman „diejenigen, die von den jeweils in Frage stehenden Erwartungen nicht negativ abweichen“ (Goffman 1967: 13).

Nach Goffman ist die Gesellschaft strukturiert durch soziale Informationen. Träger dieser Informationen sind Symbole, welche durch Denken und Handeln der Individuen permanent interpretiert werden (Goffman 1967: 9 und 58). Diese sozialen Informationen und Symbole werden durch die Interaktion zwischen Akteur_innen, welche sich immer auch körperlich ausdrücken hergestellt und vermittelt, sie sind ‚reflexiv‘ und ‚verkörpert‘ (ebd.: 58). Im Zusammenhang mit diesen Symbolen ist auch der Begriff des Stigmas zu betrachten. Ein Stigma ist historisch betrachtet ein „[...]Verweis auf körperliche Zeichen, die dazu bestimmt waren, etwas Ungewöhnliches oder Schlechtes über den moralischen Zustand des Zeichenträgers zu offenbaren“ (Goffman, 1967: 9). Eine Person „besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, dass wir uns bei der Begegnung [...] von [ihr] abwenden. [...] [Sie] hat ein Stigma, das heißt, [sie] ist in unerwünschter Weise anders, als wir [sie] antizipiert hatten.“ (Ebd.: 13) Das Stigma ist jedoch nicht dieses Merkmal, sondern „die Situation des Individuums, das von vollständiger sozialer Akzeptierung ausgeschlossen ist“ (ebd.: 7).

Das heißt, alle anderen Gruppen und Menschen, die diese Normalitätsstandards nicht erfüllen, sind in unterschiedlichem Grad weniger gesellschaftlich akzeptiert und verinnerlichen dies, zumindest zeitweise, in einem Gefühl der Minderwertigkeit. Goffmans Theorie zum Stigma lässt sich also so auffassen, dass diese nicht beschreibt, wie zwei Gruppen, die Stigmatisierten

und die ‚Normalen‘ entstehen, sondern dass eher zwei verschiedene Rollen – normal und ‚nicht-normal‘/stigmatisiert – bestehen und innerhalb eines Prozesses alle Individuen an diesen beiden Rollen teilhaben, bzw. es ein stetiges Aushandeln ist, abhängig auch von verschiedenen Lebensphasen einer Person (Goffman 1967: 169f).

In diesem Sinne ist es wichtig herauszustellen, dass es keine festgeschriebene Normalität gibt, sondern diese sich historisch und kulturell verändern kann und es deshalb wichtig ist, sie in Verhältnissen zu denken. „[E]s sollte gesehen werden, dass es einer Begriffssprache von Relationen, nicht von Eigenschaften, bedarf. Ein und dieselbe Eigenschaft vermag den einen Typus zu stigmatisieren, während sie die Normalität eines anderen bestätigt, und ist daher als ein Ding an sich weder kreditierend noch diskreditierend.“ (Goffman 1967: 11)

Das heißt, dass nach Goffmans Theorie potenziell alle menschlichen Unterschiede stigmatisierbar sein können, jedoch bestimmte Normen in der Gesellschaft vorherrschen, auch wenn sehr wenige Personen diesen Normen entsprechen. Das Abweichen von der Norm bestimmt dann nicht nur die Identität der Person, sondern bestimmt auch die Interaktionen mit anderen: „Die allgemeinen Identitätswerte einer Gesellschaft mögen nirgends vollständig verankert sein, und dennoch können sie irgendeine Art Schatten werfen über die Begegnungen, auf die man überall im täglichen Leben trifft“ (Goffman 1967: 159). Die Normen sind demnach nicht derart beschaffen, dass ihnen tatsächlich entsprochen werden kann, sie jedoch trotzdem wirksam sind und Menschen von ihnen weniger oder mehr betroffen sein können.

„Goffman entlarvt in seiner Analyse die Vorstellung von einer fixen Normalität, von der es klar definierte Abweichungen gibt, als Konstruktion. Allein Schönheitsnormen seien so beschaffen, dass ihnen niemand wirklich gerecht werden könne. Nur so wenige Individuen genügen allen Normenstandards, dass ihre Gruppe bereits wieder eine Minderheit darstellt – Ironie einer unerreichbaren gesellschaftlichen Forderung.“ (Maskos 2004: o. S.)

Da dem gesellschaftlichen Ideal dieser Normen also im Grunde genommen niemand gerecht werden kann, bedarf es einer Dekonstruktion dieser Konstruktion von Normalität.

Dem Ansatz Goffmans zur Theorie des Stigmas wurde deshalb schon zu Beginn in den Disability Studies so breite Aufmerksamkeit geschenkt, da sie, anders als zuvor, Behinderung nicht als eine Eigenschaft einer Person auffassten, sondern als Folge von Zuschreibungen. Außerdem wird sich im Zusammenhang mit der Konstruktion von Normalität und Abweichung und in welcher Weise Normalität und Normalisierungsweisen auf den Körper, insbesondere den

behinderten Körper einwirken, auf einer theoretischen Ebene auf die Ausarbeitungen Michel Foucaults bezogen. Der französische Philosoph bezieht sich zwar in seinen Texten nicht explizit auf Behinderung als Differenzkategorie, jedoch „ist das Phänomen verkörperter Differenz in seinem Werk eigentümlich präsent, [...] als Bezugspunkt eines Denkens, das bewusst von ‚den Rändern‘ des Sozialen ausgeht“ (Waldschmidt 2011: 94, Herv., i. O.). So haben seine Arbeiten großen Einfluss genommen auf Theoriebildungen in den Disability Studies. Wie schon oben beschrieben, beziehen sich vor allem Vertreter_innen des kulturellen Modells von Behinderung und der kulturwissenschaftlichen Disability Studies auf die Arbeiten Foucaults (z.B. Mitchell, Snyder 1997; Garland-Thomson 2017; Davis 2002). Foucault wurde außerdem herangezogen, um das soziale Modell von Behinderung und dessen Trennung von Beeinträchtigung (impairment) und Behinderung (disability) zu kritisieren.

„Während Vertreter des sozialen Modells darauf beharren, dass körperliche und soziale Ebenen voneinander zu unterscheiden sind und es keine kausale Beziehung zwischen ‚impairment‘ und ‚disability‘ gibt, unterstellen die Anhänger Foucaults, dass die beiden Ebenen miteinander verwoben sind und dass ‚impairment‘ ebenso sozial konstituiert ist wie ‚disability‘.“ (Waldschmidt 2007: 57, Herv. i. O.)

Von den Disability Studies wird vor allem auf Foucaults Konzeptionen von Macht und Normalisierung in Hinblick auf Körper Bezug genommen. Insbesondere seine Arbeiten zum Krankenhaus und zum klinischen oder medizinischen Blick bilden häufig eine Grundlage in Texten der Disability Studies und zur Auseinandersetzungen mit Behinderung. Bei Foucault lässt sich in seinen Ausarbeitungen zu Wahnsinn und Gesellschaft finden, dass Wahnsinn kein objektives Faktum darstellt, sondern nur im Verhältnis zur sich durch die Machtverhältnisse konstituierende Vernunft zu analysieren ist, wobei sich letztere als vorherrschende ‚Normalität‘ konstituiert hat. Diese Analyse kommt auch in den Disability Studies zum Tragen, indem sie die historischen, kulturellen und relationalen gesellschaftlichen Verhältnisse im Kontext von Behinderung analysieren. (Waldschmidt 2007: 55)

Ein Grund, warum Foucault wichtige Blickwinkel für die Analyse von der Konstruktion von Normalität eröffnet und an ihn angeschlossen wird, ist, dass „dessen Werk mit seinem Fokus auf die Schattenseiten der Moderne eine Fülle von Einsichten in gesellschaftliche Normierungs-, Disziplinierungs- und Subjektivierungspraktiken liefert, die, indem sie Abweichung herstellen, zugleich immer auch Normalität produzieren“ (Waldschmidt 2007: 55). Ableistischen Zuschreibungen liegen demnach gesellschaftliche Mechanismen und Denkmuster zugrunde,

die „den nichtbehinderten Körper zur ‚Norm‘ erklären“ (Schöne 2022: 14, Herv. i. O.) und diese Konstruktion benötigen, um Behinderung als Abweichung zu konstituieren. Wie diese Normen mit dem gesellschaftlichen Ideal des Fähig-Seins und eines ‚fähigen‘ Körpers verbunden sind, soll einem nächsten Schritt beleuchtet werden.

4.3. Das gesellschaftliche Ideal des Fähig-Seins

Gesellschaftliche Normen der Fähigkeit und des Körpers wurden auch schon innerhalb von sexismus- und rassismuskritischen Arbeiten in den Gender Studies und Postcolonial Studies herausgearbeitet (Campbell 2008; 2009). Die Kritik stellt dabei die Frage danach, welchen Beitrag Konstruktionen der Fähigkeit dazu leisten, Geschlechterbinaritäten und rassistische Hierarchien zu untermauern und zu verstärken (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.). Unter diese Fähigkeitskonstruktionen fällt zum Beispiel die sexistische Annahme, dass Frauen emotionaler seien und nicht über dieselben rationalen Fähigkeiten verfügen wie Männer und aufgrund dessen aus vielen Bereichen der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen wurden. Auch die rassistischen Konstruktionen von Personen und Gruppen als ‚weniger zivilisiert‘ und der damit einhergehenden Verweigerung des Menschlichen wurden in diesem Kontext angeprangert und kritisiert (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.). Die Anfänge der Kritik an „Fähigkeitsideologien“ (ebd.) lassen sich also in intersektionalen Betrachtungen in Bezug auf soziale Ungleichheit verorten (vgl. dazu Klinger 2009). Die intersektionale Perspektive, welche sich vor allem in englischsprachigen Texten auch in Bezug auf Ableismus ausmachen lässt, stellt heraus, dass verschiedene Grenzsetzungen, wie die von Fähigkeit und Behinderung sich in gesellschaftlichen Verhältnissen manifestiert (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.).

Wer in diesen gesellschaftlichen Verhältnissen als ‚fähig‘ gilt, ist historisch gewachsen und Ausdruck moderner, kapitalistischer Strukturen, welche bestimmte Normen und Zuschreibungen von Fähigkeit kulturell herausbilden. Wie sich diese auf einer diskursiven Ebene konstituieren können, wurde bereits bei der Betrachtung des kulturellen Modells (Kapitel 3.3.) herausgestellt. Wenn es jedoch um die Analyse der Verhältnisse geht, in denen behinderte Personen Zuschreibungen und Diskriminierungen ausgesetzt sind, bietet die Problematisierung von Ableismus die Möglichkeit, auch die materiellen Dimensionen zu betrachten. Mit Verweis auf Gregor Wolbring, einem kanadischen Vertreter der Disability Studies, der zu Science and Technology forscht, stellen Buchner, Pfahl und Traue heraus, „dass in die körperliche Normalitätsmatrix kapitalistischer Gesellschaften Vorstellungen von essentiellen Fähigkeiten [...] eingewoben sind, über die Individuen zu verfügen haben [Die Kritik am] Ableism kritisiert

diese einseitige und unsichtbare gesellschaftliche Konstruktion von Fähigkeit [...] als diejenigen Kompetenzen, die Subjekte zu Produktivkräften machen“ (Buchner/Pfahl/Traue 2015: o. S.). Das heißt, dass innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft, die Konstruktion von Normalität und Fähigkeit auch dazu dient, den gesellschaftlichen Zwang, die Arbeitskraft produktiv verwertbar zu machen, aufrechtzuerhalten.

Nach der australischen Disability Studies Forscherin und Juristin Fiona Kumari Campbell sind diese gesellschaftlichen Produktionsprozesse ein Geflecht von Überzeugungs- und Praxisprozessen, welches eine bestimmte Art von standardisiertem Körper und Selbst hervorbringe, diese als perfekt und vollständig menschlich imaginiere und damit Behinderung als einen ‚verminderten Zustand des Menschseins‘ projiziere (Campbell 2008: 44). Dieser standardisierte Körper gilt demnach als ‚normal‘ und ‚fähig‘, während der behinderte Körper als seine Abweichung, als ‚nicht normal‘ und ‚nicht oder weniger fähig‘ betrachtet wird. Dies macht auch deutlich, dass diese Denkformen darin bestehen, Fähigkeiten zu essentialisieren.

„*Ableism* ist die Beurteilung von Körper und Geist danach, was jemand ‚kann‘ oder ‚nicht kann‘ – ein biologistischer, essentialisierender Bewertungsmaßstab, der anhand einer erwünschten körperlichen oder geistigen Norm Menschen be-, auf- und abwertet [...]. Die Person wird auf ihre körperliche und geistige Verfassung reduziert und steht als Stellvertreter*in für eine ganze Gruppe so Beurteilter.“ (Maskos 2015: o. S., Herv. i. O.)

Das heißt, dass mithilfe dieser erwünschten Norm Menschen eingeteilt und beurteilt werden anhand ihres tatsächlichen oder vermeintlichen Könnens bzw. Nichtkönnens und diese Beurteilung auf das ganze Selbst von Personen und Gruppen angewendet wird.

Es wird also deutlich, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen dem Ideal des Könnens und als Arbeitskraft produktiv verwertbar zu sein und dem Abschreiben dieser Fähigkeit, das auf behinderte Menschen angewendet wird. „Die Fähigkeit zu arbeiten – daran entscheidet sich seit Jahrhunderten, ob eine_r als behindert gilt oder nicht [...]. ‚Invalidität‘ war da die ehrlichere Variante einer Bezeichnung für Behinderung in einer Gesellschaft, in der der Wert eines Menschen durch seine Arbeitsfähigkeit bestimmt wird – ‚invalide‘ heißt übersetzt ‚wertlos‘ oder ‚ungültig‘“ (Maskos 2010: o. S., Herv. O.). Anhand des Begriffes der Invalidität wird ersichtlich, wie diese Entwertung und der von Campbell so bezeichnete „diminished state of being human“ (Campbell 2008: 44) in die kapitalistische Logik eingebunden ist.

Wie dieses gesellschaftliche Ideal des Fähig-Seins mit der Forderung nach Autonomie und Souveränität und die damit einhergehende Abwehr von Abhängigkeit verbunden ist, soll in einem nächsten Schritt herausgearbeitet werden.

4.4. Autonomie und Leugnung von Abhängigkeit

Mit dem Zwang in der kapitalistischen Gesellschaft, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen geht außerdem die Erwartung einher, dies autonom und souverän zu tun. Es wird erwartet, dass das Subjekt für sich selbst sorgen, entscheiden, konkurrieren und sich selbstverantwortlich darum kümmern kann, dass die Verwertung weiterhin möglich ist. (Maskos 2015: o. S.). Das heißt also auch, dass die Erwartung vorherrscht, sich selbst autonom zu reproduzieren und dafür nicht die Arbeitskraft eines anderen Subjekts zu benötigen. Dass diese gesellschaftliche Anforderung auf der Ausbeutung und Nicht-Anerkennung von reproduktiver und sorgender Arbeit beruht, wurde schon von Feminist_innen angeprangert und der Kritik unterzogen (vgl. dazu z. B.: Becker-Schmidt, Knapp 2001). Trotz der feministischen Kritik bleibt dieser Zwang, sich autonom und souverän zu vermarkten und die eigene Arbeitskraft auch zu reproduzieren, weiterhin aufrecht. Auf Andere angewiesen sein und nicht selbst für den eigenen Unterhalt sorgen zu können, ist lediglich bei alten oder sehr jungen Menschen oder jenen die auf Pflege angewiesen sind, sozial anerkannt. (Maskos 2010: o. S.) Autonome Subjekte sollen demnach „ihre Reproduktion selbst regeln, selbst essen können, sich selbst waschen und anziehen, alleine auf die Toilette gehen, mobil sein. Sie sollen sprechen, hören und sehen und sich an Kommunikationsregeln halten können“ (Maskos 2010: o. S.). Es wird also von ihnen erwartet, dass sie sich autonom selbst kontrollieren können, denn „[n]ur mit dieser Souveränität sind sie in der Lage, in der Konkurrenz um Jobs, Lohn und Anerkennung der bürgerlichen Welt mitzumachen“ (Maskos 2010: o. S.). Das heißt, dass auf der anderen Seite Angst davor besteht, diesen Idealen und Anforderungen nicht zu entsprechen und dadurch die gesellschaftliche Anerkennung zu verlieren. Dem entgegen gewirkt wird auch mit bestimmten körperlichen Disziplinierungen, um dieses Bild eines souveränen, autonomen Subjekts aufrechtzuerhalten. Wenn diesen Anforderungen nicht entsprochen werden kann, löst das Abwehr oder Scham aus. „Scham erzeugt alles, was diesem Ideal nicht entspricht und den Status des souveränen Erwachsenen in Frage stellt – sei es Inkontinenz, Vergesslichkeit, körperliche Schwäche oder Einschränkungen der Sinne.“ (Maskos 2015: o. S.) Außerdem werden diese Forderungen souverän zu sein, durch das männliche Ideal von Autonomie verschärft, welches Abhängigkeit und Verletzlichkeit als menschliche Tatsache verleugnet. (Maskos 2015: o. S.)

Die Frage, warum Eigenschaften und Menschen, die den gesellschaftlichen Forderungen nach Autonomie, (Arbeits- und Leistungs-) Fähigkeit, also der kapitalistischen Verwertbarkeit nicht gerecht werden können, so gewaltvoll abgewertet werden, beantwortet Rebecca Maskos folgendermaßen:

„Wenn Fähigkeiten einen solch existentiellen Wert haben, erzeugt die Konfrontation mit ‚Nicht-Fähigen‘ einen besonderen Schrecken. Behinderte Menschen verunsichern deshalb so stark, weil sie die verleugnete Verletzlichkeit immer wieder offenbaren [...] Sie erinnern daran, dass Autonomie und Stärken *allen* jederzeit verloren gehen können – oder vielleicht von vornherein gar nicht so voll ausgeprägt sind wie es das Ideal will. Sie werden zu Symbolen für die Gefahr der schamvollen Abhängigkeit und scheinen Projektionsflächen zu sein, steigern die Ängste der Nichtbehinderten vor dem Verlust der vermeintlich vorhandenen Autonomie und Attraktivität. Angstabwehr und die Projektion von Ängsten vor Verletzlichkeit und Abhängigkeit ist meines Erachtens ein Kern dessen, was wir in *ableistischen* Denkweisen und Praktiken beobachten können.“ (Maskos 2015: o. S., Herv. i. O.).

Dies verdeutlicht noch einmal den Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen und damit verbundenen ideologischen Forderung nach Autonomie und der gleichzeitigen Abwehr von Abhängigkeit und Verletzlichkeit. Die Abwehr und Angst vor dem Verlust dieser Fähigkeiten wird in der Folge auf behinderte Personen projiziert, die sich in ableistischen Handlungen und Denkformen ausdrücken können.

Die in diesem Kapitel beschriebenen und problematisierten Aspekte von Ableismus werden im nächsten Unterkapitel noch einmal zusammenfassend als Ableismuskritik in den Disability Studies verortet.

4.5. Ableismuskritik

Wie in den vorangehenden Kapiteln herausgestellt wurde, fußt Ableismus darauf, dass sich ein Selbst ins Verhältnis zu einem ‚Anderen‘ setzt, dieses ‚Andere‘ abwertet und darauf gleichzeitig die eigene Aufwertung aufbaut. Diese Relationierung bewegt sich um die Be-, Auf- und Abwertung von Fähigkeiten und ‚Können‘. Dabei muss – wie deutlich gemacht wurde – unterschieden werden zwischen dem Zuschreiben von Fähigkeiten und dem Erleben dieser. Das Erleben ist wiederum geprägt durch die Gesellschaft, in kultureller und materieller Hinsicht, was „im gegenwärtigen Ableismus die Form annimmt, etwas *besser* zu können als andere und

dadurch eine Identität zu erhalten“ (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S., Herv. i. O.). Etwas zu können stellt also zunächst vor allem dar, wie sich Menschen selbst erhalten können. Jedoch ist „[d]ies Können [...] zugleich ein Können-Müssen, ein Naturzwang. [...] Spätestens in modernen Gesellschaften wandelt sich das Können-Müssen von einem Naturzwang zu einem gesellschaftlichen Zwang.“ (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.) Dieser Zwang drückt sich – wie detailliert dargestellt wurde – darin aus, dass die Anforderung besteht, zu arbeiten, zu lernen, sich zu reproduzieren. Wenn Personen nicht in der Lage sind, diesen Anforderungen gerecht zu werden, sind sie vielförmigen Zuschreibungs- und Bewertungsprozessen ausgesetzt. Sehr viele wissenschaftliche Systeme dienen bislang allein dazu, Bewertungen und Feststellungen bezüglich bestimmter Fähigkeiten festzulegen und auf medizinischer, psychologischer oder pädagogischer Ebene Fähigkeiten zu diagnostizieren, klassifizieren und nach Leistung und Tauglichkeit zu prüfen. (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.)

Die Problematisierung und somit Kritik von Ableismus dient nun der Untersuchung dieser Zuschreibungen und Zwänge und den dahinterliegenden ableistischen Strukturen, die Menschen anhand ihrer Verwertbarkeit in der kapitalistischen Gesellschaft bestimmte Positionen zuweisen und vor allem behinderte Menschen an den Rand der Gesellschaft drängen. Außerdem geht es darum, Fähigkeitszuschreibungen zu analysieren, die illegitim und grausam sein können. (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.). Ableismus stellt – wie erörtert – eine Diskriminierungsform dar, die sich gegen behinderte Menschen richtet. Sie drückt sich in Zuschreibungen und Annahmen zu Körpern und Fähigkeiten aus, die verbunden sind, mit leistungsorientierten Ansprüchen, Normen von Gesundheit und Krankheit und unbewussten Stereotypen. Fähigkeitsidealen und Körpernormen sind, wie zuvor festgehalten, alle Menschen ausgesetzt, sie betreffen behinderte Menschen jedoch in sehr starkem Ausmaß. Es wird vorverurteilt, stereotype Bilder werden erzeugt, Annahmen über (Nicht-)Können getroffen, die eventuell nicht stimmen, und die gesellschaftliche Teilhabe durch nicht-inkludierende Strukturen und Umgangsformen verwehrt. Um die eigene Autonomie zu bestärken und Abhängigkeit und Verletzlichkeit zu leugnen, werden behinderte Menschen ausgegrenzt und abgewertet. Die Kritik an diesen ausgrenzenden Mechanismen lässt sich also als Ableismuskritik verstehen, die innerhalb der Disability Studies zu verorten ist. Die deutschsprachigen theoretischen Ausarbeitungen zu Ableismus stehen zwar, wie schon angesprochen, noch in ihren Anfängen, jedoch heißt es, Disability Studies zu betreiben, ebenjene Mechanismen und strukturellen Ausgrenzungen behinderter Menschen aufzuzeigen und zu kritisieren. Die zuvor erläuterten Modelle – das kritisierte individualisierende, das

soziale und das kulturelle – von Behinderung dienen der Kritik an Ableismus als Grundlage, wie Behinderung – eben nicht medizinisch – verstanden werden kann und soll.

Disability Studies zu betreiben heißt auch, dass Menschen mit Behinderung selbst sprechen, berichten und reflektieren. Die Analyse ableistischer Strukturen und Denkformen bedeutet also, die konkreten Erfahrungen behinderter Personen zu beleuchten. In der vorliegenden Arbeit wurden hierfür autobiographische Texte von drei behinderten Personen herangezogen und mithilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse untersucht, um die der Arbeit zugrundeliegende Fragestellung zu beantworten.

Im nächsten Abschnitt dieser Arbeit wird es demnach um Erfahrungen, die behinderte Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen und ableistischen Denkformen machen, gehen. Bei der Interpretation dieser Erfahrungen wird auf die zuvor vorgestellten Ausarbeitungen zu Ableismus Bezug genommen. Außerdem werde ich mich auf die theoretischen Überlegungen zum medizinischen Blick des französischen Philosophen Michel Foucaults beziehen, um die Erfahrungen, die die Autorinnen der autobiographischen Texte mit pathologisierenden Blicken und den gesellschaftlich normierten Idealen von Gesundheit und Krankheit erleben, zu interpretieren. Die Hauptquellen stellen hier die autobiographischen Texte dar, aus denen sich durch eine qualitativ inhaltsanalytische Herangehensweise verschiedene thematische Kategorien herauskristallisiert haben.

5. Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen

In diesem Teil der vorliegenden Arbeit sind die Hauptquellen die autobiographischen Texte der drei eingangs (Kapitel 1.4.) vorgestellten Personen Lahya Aukongo, Luisa L'Audace und Marie Minkov. Durch die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse wurden mit einer induktiven Vorgangsweise aus dem *Gedicht zur inhaltierten Behindertenfeindlichkeit* (Aukongo 2020), aus zwei Kapiteln des Buches *Behindert und stolz* (L'Audace 2022) und den Kolumnen *In die Schranken weisen* (Minkov 2021) und *Der leere Hoffnungstank* (Minkov 2022) Kategorien gebildet. Den Kategorien zugrunde liegen folgende Fragen: Welche Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen erleben behinderte Menschen? Wie gehen Personen mit diesen Zuschreibungen um? Wie lassen sich diese Zuschreibungen theoretisch einordnen und wie lassen sie sich als ableistisch interpretieren und kritisieren?

Anhand dieser Fragen habe ich, einer qualitativ inhaltsanalytischen Herangehensweise folgend, die in den autobiographischen Texten geschilderten Erfahrungen paraphrasiert. Diese

paraphrasierten Sätze habe ich dann mit aus den darin geschilderten Erfahrungen entnommenen Kategorien betitelt. In einem weiteren Schritt wurden diese Kategorien dann in übergeordnete Kategorien zusammengefasst und es haben sich fünf Kategorien bzw. Themengebiete herauskristallisiert. Das erste Thema ist die Zuschreibung ‚anders‘ zu sein (5.1.), welches sich in den autobiographischen Texten dergestalt darstellt, dass es als Zuschreibung von außen erlebt wird und als verinnerlichter Teil der eigenen Identität. Als zweite Kategorie hat sich aus der Analyse die Thematik der gesellschaftlichen Anforderung ‚normal‘ zu sein und bestimmten Normen und einer gesellschaftlich konstruierten ‚Normalität‘ zu entsprechen, ergeben (5.2.). Die dritte Kategorie widmet sich der gesellschaftlichen Forderung nach Leistung und den Erfahrungen, die behinderte Personen in der leistungsorientierten Gesellschaft erleben (5.3.). In einer vierten Kategorie wird dem an den behinderten Körper gerichteten Narrativ von ‚Heilung‘ und der Forderung nach Anpassung nachgegangen. Hierbei geht es um die von den Autorinnen der autobiographischen Texte geschilderten Erfahrungen mit Zuschreibungen hinsichtlich ihres Körpers und um den medizinisch und sozial geformten Blick auf Behinderung, die durch Anpassung ‚geheilt‘ werden könne (5.4.). Die fünfte und letzte Kategorie widmet sich den von den drei Personen geschilderten Erfahrungen, die sie in Form von Kommentaren, stereotypen Bildern über Behinderung und behinderte Menschen und in Form räumlicher und sozialer Barrieren im Alltag erleben (5.5.).

Für die Beantwortung der oben genannten Fragen ist es zudem notwendig, die aus den autobiographischen Texten inhaltsanalytisch gebildeten Kategorien theoretisch eingebettet zu interpretieren und zu untermauern. Daher werden die in den Erfahrungen geschilderten Zuschreibungen aus den autobiographischen Texten mit der zuvor vorgestellten Ableismuskritik interpretiert und gesellschaftstheoretisch eingeordnet.

5.1. Behinderte Menschen als die ‚Anderen‘

„Als ich noch klein war, dauerte es eine ganze Weile, bis ich verstand, dass ich mich durch gewisse Dinge von den anderen Kindern in meinem Umfeld abhob. Und noch viel länger dauerte es, bis ich verstand, dass ich weder Einfluss auf diese Unterschiede hatte noch, dass sie meinen Wert als Menschen ausmachen.“ (L’Audace 2022: 17)

Dieses Zitat von Luisa L’Audace weist einerseits darauf hin, wie gesellschaftlich mit Unterschieden von Menschen umgegangen wird und wie diese Umgangsformen mit Zuschreibungen, die nicht der Selbstwahrnehmung entsprechen, zusammenhängen. Andererseits zeigt es auf, welche inneren und subjektiven Prozesse stattfinden, sowohl

Erfahrungen zu machen, die sich tatsächlich von denen nichtbehinderter Menschen unterscheiden als auch Zuschreibungen von anderen zu erleben, welche der eigenen Identität nicht entsprechen.

In allen hier analysierten autobiographischen Texten der drei Personen wird diese Erfahrung geschildert, oft schon in der Kindheit vermittelt zu bekommen, ‚anders‘ zu sein. Dies kann durch bewertende Blicke, Anstarren oder auch durch Sprache geschehen.

„Dass sie ‚anders‘ sind und nicht in die Gesellschaft ‚Normaler‘ gehören, bekommen behinderte Menschen täglich vermittelt: ob durch Starren und Kommentare [...], ob durch Sonderschule oder einen besonderen bzw. ‚geschützten‘ Arbeitsplatz, durch fehlenden Zugang zu Gebäuden und Verkehrsmitteln oder durch Barrieren in Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten, führen sie weitgehend ein Leben in segregierten Räumen.“ (Maskos 2004: o. S., Herv. i. O.)

Welche Auswirkungen und Anstrengungen diese bewertenden Blicke auf das innere Erleben haben, „[b]edeutet diese Extraschicht aufzutragen, die es braucht, um sich vor den Blicken zu schützen“ (Aukongo 2020: 153). Dies beschreibt Lahya Aukongo in ihrem *Gedicht zur inhalierten Behindertenfeindlichkeit*, in welchem sie vor allem die verinnerlichten Prozesse und Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung von gesellschaftlichen Zuschreibungen beschreibt. Dieses Gefühl des ‚Anderssein‘ schreibt sich schon früh in die Selbstwahrnehmung und das Empfinden der Personen ein. Luisa L’Audace, die von sehr frühen Kindheitserinnerungen berichtet, beschreibt, dass ihr nicht von Anfang an bewusst gewesen sei, was es war, dass sie jedoch spürte, dass sich ihre Erfahrungen von denen anderer Kinder unterschieden: „Ich wusste nicht, woran es lag, aber von klein auf war da so ein Gefühl, als hätten alle Menschen um mich herum eine Bedienungsanleitung für ihr Leben erhalten und als wäre meine irgendwo verloren gegangen, bevor ich sie hatte lesen können.“ (L’Audace 2022: 17) Das Erleben dieses Gefühls, ‚anders‘ zu sein, lässt sich also nicht von Anfang an einordnen, jedoch hat die Erfahrung Auswirkungen auf das eigene Empfinden und auf die Beziehung zu anderen. Erst der Vergleich mit anderen und der Umgang des gesellschaftlichen Umfelds, lösen dieses Gefühl des Andersseins aus. Das Gefühl, anders zu sein und keine Identifikationsmöglichkeiten in den Lebensentwürfen anderer zu sehen, beschreibt auch Marie Minkov in Bezug auf schon früh gemachte Erfahrungen in der Kindheit und Jugend:

„Jetzt frage ich mich, wer mir das beigebracht hat. Dass das Leben, das meine nicht behinderten Klassenkamerad*innen leben, für mich nicht vorgesehen ist. Es stand

nicht einmal zur Debatte. Klar war: Ich werde mich nicht nach der Schule zum Hausaufgabenmachen treffen. Ich werde auf keine Party gehen. Ich werde niemanden küssen, keine Träume verfolgen, nicht arbeiten, keinen eigenen Haushalt führen, nicht heiraten, keine Kinder kriegen.“ (Minkov 2021)

Die gesellschaftlichen Zuschreibungen ‚anders‘ zu sein, wirken demnach auf die eigene Identität ein, ohne dass diese Rolle direkt von außen zugewiesen werden muss.

Rebecca Maskos beschäftigt sich in ihren Publikationen viel mit der Frage der Identität behinderter Menschen und bezieht sich in ihrer Diplomarbeit *Leben mit dem Stigma: Identitätsbildung körperbehinderter Menschen als Verarbeitung von idealisierenden und entwertenden Stereotypen* (2004) auf Erving Goffman.

„Am Beispiel des gesellschaftlichen Umgangs mit Körperbehinderten, aber auch mit anderen Mitgliedern von ‚Randgruppen‘ wie Homosexuellen, Migrantinnen und Migranten, Obdachlosen oder Suchtkranken richtet Goffman einen Blick auf die gesellschaftliche Konstruktion von Normalität und Anormalität, und zeigt auf, wie sich abweichende Identität, sowohl sozial durch Prozesse der Stereotypisierung der ‚Anderen‘ durch ‚Normale‘, als auch subjektiv als Übernahme dieser und als Reaktion auf diese Stereotypisierung durch die ‚Anderen‘, entwickelt.“ (Maskos 2004: o.S.)

Wie dem Titel *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität* (1967) von Goffmans Studie schon zu entnehmen ist, ist Stigma für ihn nicht zu trennen von Identität, indem er sich fragt, welchen Einfluss soziale Normen auf Identitätsbildung haben. Er unterscheidet hierbei zwischen drei Begriffen von Identität: der sozialen Identität, der persönlichen Identität und der Ich-Identität. Die soziale Identität ist noch einmal unterteilt in die virtuelle soziale Identität und in die aktuelle soziale Identität. Mit aktueller sozialer Identität „meint er einen wahrnehmbaren, sichtbaren Teil von Identität. Wenn eine Person beispielsweise eine hörbare Sprachbesonderheit hat, ist dies Teil ihrer aktuellen sozialen Identität“ (Maskos 2022: 487). Die virtuelle soziale Identität beschreibt die Erwartungen, die an Individuen gestellt werden, der ‚Normalität‘ zu entsprechen. Nach Maskos entsteht laut Goffman ein Stigma „aus einer Diskrepanz zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität“ (Maskos 2022: 487). Die virtuelle soziale Identität der Träger_innen des Stigmas ist nach Goffman jedoch immer abhängig von der jeweils zeitlichen und räumlichen Gesellschafts- und Kulturform. „Was als normal verstanden wird und was nicht, ist Ausdruck eines bestimmten gesellschaftlichen Bedeutungskodex.“ (Maskos 2022: 487) Über stigmatisierte Personen werden also implizite

Annahmen getroffen, die „zu einer Interaktionsspannung in der Begegnung behinderter und nichtbehinderter Menschen bei[tragen]“ (Maskos 2022: 487).

Die persönliche Identität beschreibt „die Einzigartigkeit eines jeden Menschen, die in direkter Verbindung mit der jeweils einzigartigen Biografie steht“ (Cloerkes: 2000: o. S.), schreibt der deutsche Soziologe Günther Cloerkes in *Die Stigma-Identitäts-These* (2000). Die persönliche Identität ist als die Identität zu verstehen, die es ermöglicht, eine Person von außen in ihrem sozialen Umfeld als diese eine Person zu identifizieren. Über sie können also Informationen bezüglich der Person gesammelt und kontrolliert werden. „Im Zusammenhang mit der persönlichen Identität zeigt Goffman Techniken der Informationskontrolle und des Stigma-Managements, mit deren Hilfe Stigmatisierte ihre Stigmata verbergen bzw. auftretende Interaktionsprobleme bearbeiten.“ (Cloerkes: 2000: o. S.)

Die Ich-Identität bezeichnet die jeweils eigene Perspektive eines Individuums auf sich selbst und damit einhergehende eigene Emotionen und Reflexionen. Die

„Ich-Identität [ist] zuallererst eine subjektive und reflexive Angelegenheit, die notwendig von dem Individuum empfunden werden muss, dessen Identität zur Diskussion steht [...]. Die Idee der Ich-Identität erlaubt uns, zu betrachten, was das Individuum über sein Stigma und sein Management empfinden mag, und führt uns dazu, den Verhaltensregeln, die ihm hinsichtlich dieser Dinge gegeben werden, besondere Aufmerksamkeit zu widmen.“ (Goffman 1967: 133)

Die Empfindungen und damit die Ich-Identität des Individuums werden von den Interaktionen mit anderen beeinflusst und geformt: „In der Ich-Identität spiegelt sich also die subjektive Verarbeitung der sozialen Zuschreibungen wider, denen das Individuum ausgesetzt ist.“ (Maskos 2004: o. S.) Diese inneren subjektiven Verarbeitungen drücken sich dann auch in eigenen Ansprüchen und dem Zutrauen in das eigene Können und in Wünschen aus. Marie Minkov, die ihrer in Kolumne *In die Schranken weisen* (2021) davon berichtet, wie sie sich in der Darstellung von Lebensentwürfen von anderen und in der Repräsentation z.B. in Filmen nicht wiederfindet, beschreibt diese verinnerlichte Verarbeitung von Zuschreibungen folgendermaßen:

„Von außen betrachtet steht mir meine Behinderung bei keinem dieser Dinge im Weg. Sie hindert mich nicht daran, mich zu verlieben, ein Auslandssemester zu machen, Drogen zu nehmen oder sonst irgendetwas von den Dingen zu tun, die die Leute in den Filmen machen. (Außer vielleicht wandern, aber ich schaue selten Filme, in denen

Menschen wandern.) Mir fallen nicht viele Sachen ein, die ich gerne machen würde, aber körperlich nicht machen kann, und das ist ein großes Privileg. Und auch wenn der für die meisten weiblich sozialisierten Menschen vorgesehene Weg (Kinder kriegen, Heirat etc.) mich mittlerweile sowieso nicht mehr reizt, hätte mich rein körperlich betrachtet nichts davon abgehalten. Nie hat mich jemand zur Seite genommen und gesagt: Das kannst du nicht. Aber das brauchte auch niemand.“ (Minkov 2021)

Der letzte Satz dieses Zitats verdeutlicht, wie die Zuschreibungen in die eigene Selbstwahrnehmung verankert werden, ohne dass es direkte zuschreibende Aussagen oder Umgangsweisen geben muss. Außerdem geht Minkov auf die verschränkten Ebenen unterschiedlicher gesellschaftlicher Zuschreibungen ein, von denen sie als weiblich sozialisierte und als behinderte Person betroffen ist.

Wie die in den autobiographischen Texten beschriebenen Vermittlungen, ‚anders‘ zu sein, mit gesellschaftlichen Zuschreibungen zusammenhängen und wie diese auch als solche analysiert werden können, bedarf einer gesellschaftskritischen Blickweise, um diese nicht als individuelle Erfahrungen zu verorten. In feministischen und rassismuskritischen wissenschaftlichen Texten wird der Prozess, Gruppen oder Menschen zu ‚Anderen‘ machen, um die eigene ‚Normalität‘ zu legitimieren und aufzuwerten, als Othering bezeichnet (vgl. dazu Castro Varela, Dhawan 2005; Castro Verela, Mecheril 2016). Dabei werden

„[z]wei vermeintliche Pole wie Frau und Mann, schwarz und weiß, behindert und nichtbehindert, [...] als scheinbar klar voneinander unterscheidbare Kategorien gedacht – und zeigen dabei jedoch bei näherem Hinsehen eine weit größere Verwandtschaft, als den ihnen Zugeordneten bewusst ist. Als der/die ‚Andere‘ markiert, dient der abgewertete, als Abweichung von der Norm verstandene Pol dazu, dieser Norm überhaupt erst – spiegelbildlich – Gestalt zu geben.“ (Maskos 2015: o. S., Herv. i. O.)

Demnach bildet die Abwertung eines vermeintlich ‚Anderen‘ die Grundlage, um die Norm erst als diese setzen zu können. Das heißt also, dass diese scheinbare ‚Normalität‘ auf der Abwertung von ‚Anderen‘ fußt und als ein Verhältnis gedacht werden muss. Die Abwertung und Abgrenzung behinderter Menschen durch nichtbehinderte Menschen und der Dominanzgesellschaft erfüllt also den Zweck, Vorstellungen und Bilder davon zu erzeugen, was als ‚gesund‘ und ‚normal‘ gilt. (Maskos 2015: o. S.) „Ableistische Praktiken helfen dabei, die „Kranken“ und „Behinderten“ immer wieder als solche zu markieren – und damit sich selbst

auch immer wieder zu versichern, nichtbehindert, gesund und damit auf der sicheren Seite zu stehen.“ (Maskos 2015: o. S., Herv. i. O.) Das heißt, ableistische Handlungen, die behinderte Menschen abwerten und als ‚anders‘ oder ‚krank‘ markieren, dienen unter anderem der eigenen Aufwertung nichtbehinderter Menschen, um die Vorstellung der eigenen ‚Normalität‘ und Gesundheit zu bestätigen. Von Ableismus betroffene Personen bekommen diese Normalitätsvorstellungen in vielen Fällen nicht als direkte Anfeindungen zu spüren, sondern in vielen kleinen alltäglichen Umgangsweisen. Diese Handlungen sind den nichtbehinderten Menschen oft gar nicht bewusst, drücken sich also in vielen unschwelligen Annahmen oder Stereotypen über behinderte Menschen aus.

Die oben beschriebenen verinnerlichten Zuschreibungen, ‚anders‘ zu sein, lassen sich innerhalb einer ableismuskritischen Herangehensweise mit dem Begriff des internalisierten Ableismus analysieren. Auch wenn behinderte Menschen von als ableistisch zu kritisierenden Strukturen und Zuschreibungen in besonderem Maße betroffen sind, tragen sie selbst bestimmte Denk- und Handlungsformen in sich. Sie werden „auch wenn ihnen die nichtbehinderte Dominanzgesellschaft dies oft abspricht [...], in der ableistisch geprägten Gesellschaft sozialisiert. Das heißt, sie wachsen umgeben von Glaubenssätzen und Handlungsmustern auf, die behaupten, dass eine Behinderung etwas Schlechtes sei, dass es zu überwinden gilt“ (Schöne 2022: 65). Diese durch Sozialisation in einer von Ableismus geprägten Gesellschaft verinnerlichten Annahmen über behinderte Menschen können sich demnach auch gegen sich selbst wenden, weil über ihre jeweilige Beeinträchtigung gesellschaftliche Stereotype in das eigene Selbstverständnis übernommen werden.

„Für behinderte Menschen in dieser Gesellschaft ist Ableismus so allgegenwärtig und umfassend, dass viele von ihnen Schwierigkeiten haben, derartige Strukturen überhaupt zu erkennen [...]. Die Erfahrung, von Anfang an durch Barrieren, enge Normierungen und Vorurteile ausgeschlossen zu werden, lässt Ableismus als etwas Natürliches wirken, als etwas das so sein muss, als etwas, das Berechtigung hat.“ (Kollodzieyski 2020: 7).

Dies schreibt die deutsche feministische Autorin, Literaturwissenschaftlerin und Aktivistin für Behindertenrechte Tanja Kollodzieyski in ihrem Essay *Ableismus* (2020) über internalisierten Ableismus. Oft schon von klein auf wird behinderten Menschen vermittelt, dass es nicht an den Strukturen, sondern an ihrer Behinderung liege, dass sie bei vielen Dingen nicht mitmachen und teilhaben dürfen. So wird ihnen vermittelt, dass mit ihnen etwas nicht stimmt, sodass sie den Gedanken selbst übernehmen, dass sie das Problem seien und andere belasten: „Ein Mensch,

der sich selbst für eine Belastung hält, hinterfragt auch im Erwachsenenalter kaum, warum er/sie/they keine gesellschaftliche Teilhabe bekommt.“ (Kollodzieyski 2020: 8) Dies führt oft dazu, dass behinderte Menschen sich sehr um Anerkennung bemühen und dabei über ihre Grenzen gehen. Das beschreibt auch Lahya Aukongo in ihrem *Gedicht zur inhalierten Behindertenfeindlichkeit* (2020), zwar mit anderen Worten, aber mit dem Begriff des internalisierten Ableismus vergleichbar:

„Inhalierte Behindertenfeindlichkeit

Weißt du was das heißt?

Das ist der Glaube, dass mit deinem Körper etwas nicht stimmt

Der Glaube, dein Körper wird keine Liebe erfahren

oder je Begehren, also sage zu allem ‚ja‘ und nimm Verletzungen in Kauf, weil emotional und körperlich unberührt zu sein noch schmerzhafter ist“

(Aukongo 2020: 153)

Aukongo beschreibt hier, wie diese verinnerlichten Annahmen, dass mit dem eigenen Körper etwas nicht stimme, dazu führen kann, die eigenen Grenzen bis hin zu Verletzungen zu überschreiten. Eine andere Form positive Anerkennung zu erreichen ist oft ein sehr hoher Anspruch an sich selbst und durch Leistung die Behinderung ‚zu überwinden‘. Dabei wird zum Teil die gesellschaftlich vorherrschende leistungsorientierte Norm noch verstärkter verinnerlicht, um die Behinderung ‚auszugleichen‘.

Das verinnerlichte Gefühl ‚anders‘ zu sein bezieht sich demnach auf in der Gesellschaft vorherrechende ableistische Strukturen. Diese bringen bestimmte Normen und Konstruktionen von ‚Normalität‘ und ‚Abweichung hervor. Aus diesem Grund steht die im nächsten Kapitel aus der Analyse hervorgegangene Kategorie zu Normen und der gesellschaftlichen Anforderung ‚normal‘ zu sein, in direktem Zusammenhang.

5.2. Normen und die Anforderung ‚normal‘ zu sein

In unmittelbarem Bezug zu der verinnerlichten gesellschaftlichen Zuschreibung, ‚anders‘ zu sein, steht die an behinderte Personen gerichtete Anforderung, ‚normal‘ zu sein. In den autobiographischen Texten wird in unterschiedlicher Weise geschildert, wie die Personen mit der Anforderung, ‚normal‘ zu sein, der Zuschreibung, ‚nicht normal‘ zu sein und mit einer gesellschaftlichen ‚Normalität‘ konfrontiert zu sein, umgehen und welche Erfahrungen sie damit machen. Diese gestalten sich zum Beispiel in Form von den, wie schon zuvor

beschriebenen verinnerlichten Zuschreibungen, ‚anders‘ und nicht ‚normal‘ zu sein oder in Zuschreibungen von außen, dass ihnen ein bestimmtes ‚normales‘ Können abgeschrieben wird. Lahya Aukongo, die in ihrem Gedicht all die verschiedenen verinnerlichten Zuschreibungen als inhalierte Behindertenfeindlichkeit beschreibt, stellt dieses Konfrontiertsein mit den gesellschaftlichen Normen und Normalität dar. Dies heißt „schmerzhaft zu erkennen, dass es dafür normierte Indikatoren gibt und du den Maßstab vorgibst was ‚verrückt‘ ist und aber bitte normal sein soll und meine Art des Fühlens und Denkens und Reagierens mir nicht zugestanden wird“ (Aukongo 2020: 155, Herv. i. O.). Mit dem ‚du‘ richtet Aukongo sich an ein Außen, an die Gesellschaft, die sie anhand von Normen, als von diesen abweichend, als ‚verrückt‘ einordnen. Hier wird deutlich, dass sich Behinderung nicht an sich als biologisch verstehen lassen kann, wie schon das soziale und das kulturelle Modell von Behinderung betonen, „sondern das Zusammenspiel von Körper und gesellschaftlichen Normen und Erwartungen produziert sie überhaupt erst“ (Maskos 2010: o. S.). Diese gesellschaftlichen Erwartungen, richten sich dann in verschiedenen Zuschreibungen an behinderte Menschen, die sich wiederum auf ein soziokulturelles Wissen über (Nicht-) Behinderung beziehen. Das soziokulturelle Wissen ist in die von Normativität geprägte Realität eingebettet und drückt sich oft in Form unbewusster Bewertungen aus. (Maskos 2015: o. S.)

Aukongo spricht zudem an, dass ihr ihr eigenes individuelles Selbst abgesprochen und nicht zugestanden wird, da dieses den gesellschaftlichen Normen nicht entspricht. Das heißt, bestimmte Fähigkeiten, welche den gesellschaftlichen Normen nicht gerecht werden können oder diese nicht ausreichend erfüllen, werden abgewertet und dieses Nichterfüllen der Norm auf die ganze Person bezogen. Diese Bewertung und Beurteilung von Personen anhand bestimmter Fähigkeiten und Normen kann als ableistisch interpretiert werden.

Wie zuvor mit Goffmans Theorie zu Stigma und Normalität verdeutlicht, verinnerlichen viele behinderte Menschen, dass sie bestimmte Normalitätsstandards nicht erfüllen können und gesellschaftlich weniger akzeptiert werden in Form von Minderwertigkeitsgefühlen und dem Annehmen der Rolle, ‚nicht normal‘ zu sein innerhalb der gesellschaftlichen Binarität von Normalität und Abweichung. In ihrer Kolumne *In die Schranken weisen* (2021) reflektiert Marie Minkov diese oft nicht in direkten Aushandlungen, sondern in verinnerlichten Prozessen stattfindende Zuweisung zu bestimmten Rollen. Diese Zuweisung drückt sich häufig in alltäglichen Situationen aus, in Form von (Nicht-)Repräsentation behinderter Personen.

„Wir lernen unsere Rollen in der Gesellschaft, ohne dass man sie uns erklären muss. Ich lernte sie mit jedem Coming-of-Age-Film, den ich schaute. Ich lernte, wie Leute aussehen, die im Mittelpunkt der Gesellschaft stehen, und wie Leute aussehen, die das nicht tun. Ich wies mich selbst in die Schranken, niemand musste das für mich übernehmen.“ (Minkov 2021)

Dieses Zitat verdeutlicht, wie diese Rollen gesellschaftlich vermittelt werden, welche Möglichkeiten der Identifikation schon in der Kindheit aufgezeigt werden und was als ‚normal‘ gilt. Außerdem beschreibt Minkov mit Bezug auf das Aussehen, wie die Vermittlung bestimmter körperlicher Normen und Ideale verinnerlicht werden.

Die Verknüpfung einer körperlichen Dimension mit dem gesellschaftlichen Alltagsverständnis von Normalsein bedeutet oft eine Gleichsetzung von Normalität und Gesundheit. Zu der körperlichen Ebene kommen noch vermeintliche Unvermögen, den Anforderungen der Leistungsgesellschaft zu genügen, und die (Un-)Fähigkeit familiale Rollen einzunehmen, hinzu, aufgrund dessen Personen stigmatisiert werden. Behinderungen und behinderte Menschen scheinen auf dieser Ebene besonders ‚geeignet‘ für Stigmatisierungen zu sein (Boatcă, Lamnek 2004: 159f).

Behinderte Körper, vor allem um sie als solche zu markieren, werden ständig mit anderen Körpern verglichen, um sie als abweichend von der Normalität einzuordnen. Das heißt für viele behinderte Menschen, vor allem wenn ihre Behinderung nicht direkt sichtbar ist, diese zu verstecken. Was es bedeuteten kann, diesem bewertenden Einordnen, welchem behinderte Personen in vielen alltäglichen Situationen ausgesetzt sind, zu entkommen, berichtet Luisa L’Audace aus einer Zeit, als sie für einige Zeit in einer Klinik war. Dort war sie nicht die einzige behinderte Person und sie schildert, wie sie sich als Teil einer Gemeinschaft fühlte: „Bei Menschen, die ähnliche Erfahrungen machten, wie ich – oder total andere, aber bei denen ich dennoch einfach ich sein konnte und den anstrengenden Versuch, meine Behinderung zu verstecken, für einen Moment lang vergaß.“ (L’Audace 2022: 55) Sie betont, dass sie sich bewusst ist, dass sie sich und die anderen Personen in der Einrichtung nicht anhand des Merkmals der Behinderung in eine homogene Gruppe einteilen wolle, sie jedoch ähnliche Erfahrungen teilten.

„Meine Mitbewohner*innen waren auf eine Art wie ich – obwohl wir uns genau genommen natürlich auch sehr voneinander unterschieden. Genau benennen konnte ich das damals noch nicht. Heute weiß ich, dass sie alle schlicht und ergreifend über das

Merkmal Behinderung verfügten, sodass ich mir weder Sorgen darum machen musste, ob meine Behinderung nun ‚zu sichtbar‘ wäre, noch ob ich im nächsten Moment darauf reduziert werden würde. Es spielte einfach kaum eine Rolle.“ (L’Audace 2022: 57, Herv. i. O.).

Diese ähnlichen Erfahrungen mit gesellschaftlichen Anforderungen, ‚normal‘ zu sein, nicht aufzufallen oder durch Andere auf die Behinderung reduziert zu werden, lösten in diesem Fall ein Entkommen aus der alltäglichen Situation aus. Dies zeigt eine Art Paradoxie auf, da behinderte Menschen und ihre Körper einerseits verglichen und in Gruppen homogenisiert werden, z.B. in Seh- und Hörbehinderte, Körper- oder Lernbehinderte eingeteilt. Schließlich erleben sie in Einrichtungen wie Sonder- oder Förderschulen, Werkstätten für Menschen mit Behinderung oder Wohneinrichtungen Ausschlüsse (Waldschmidt 2007: 68). Andererseits können diese Einrichtungen, wie L’Audace beschreibt, auch Erfahrungen bieten, den alltäglichen bewertenden Blicken, Anforderungen und Ausschlüssen, denen sie außerhalb dieser Einrichtungen ausgesetzt ist, zu entkommen.

Wie zuvor herausgestellt, wird in einer ableismuskritischen Herangehensweise die gesellschaftliche Konstruktion von Normalität und Abweichung in den Blick genommen. Es wird betont, dass mit einer kulturwissenschaftlichen Herangehensweise – wie im kulturellen Modell von Behinderung – „die Perspektive umgedreht und zugleich erweitert [wird]: Nicht behinderte Menschen als Randgruppe, sondern die Mehrheitsgesellschaft wird zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand. Wie entsteht ‚Normalität‘ als positiv bewertete Kontrastfolie zu ‚Behinderung‘?“ (Waldschmidt 2010: 19, Herv. i. O.). Dieses Ausweiten des Blickwinkels darauf, wie Normalität in der dominierenden Mehrheit der Gesellschaft auf einer kulturellen und symbolischen Ebene hergestellt wird, ist eine wichtige Errungenschaft in der theoretischen Betrachtung von Behinderung. Die Kritik an ableistischen Strukturen bedeutet jedoch, die „massiven symbolischen *und* materiellen Institutionalisierungen von Körpernormen und Idealen kognitiver Leistungsfähigkeit in Bildung, Allokation und Arbeitsteilung etc.“ (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S., Herv. i. O.) zu untersuchen. Mithilfe dieser Ideale und Normen werden bestimmte hierarchische Machtverhältnisse untermauert, um die in kapitalistische Verhältnisse eingebundene „Normalitätsmatrix“ (ebd.) aufrechtzuerhalten. In dieser Normalitätsmatrix werden Menschen anhand bestimmter Zuschreibungen von Körpern und Fähigkeiten in ‚normal‘ oder ‚anormal‘ unterschieden und bewertet. Wie sich dieses

Zuschreiben anfühlen kann und was es auslösen kann, beschreibt auch Marie Minkov in ihrer Kolumne:

„Neben der Angst, die uns antrainiert wird, löst das alles auch einen Wahnsinnstrotz in mir aus. Ständig habe ich das Gefühl, allen Leuten beweisen zu müssen, was ich kann. Und damit falle ich selbst in ableistische Denkstrukturen, weil ich mich anhand meiner Fähigkeiten aufwerte und andere abwerte. Behindert sein, okay, aber bloß nicht zu sehr. Immer eigene Grenzen überschreiten, um mithalten zu können. Ständig das Gefühl haben, auf Bäume klettern oder in Seen springen zu müssen, um sich wie die Protagonistin zu fühlen. Ich romantisiere jede Kleinigkeit in meinem Leben, die mir auch nur ansatzweise dieses Gefühl gibt. Wenn Freund*innen mich um 22 Uhr fragen, ob ich spontan rumhängen will, könnte ich vor Glück heulen, weil mir Spontanität grundsätzlich immer abgeschrieben wird.“ (Minkov 2021)

Minkov beschreibt hier einerseits den schon zuvor dargestellten internalisierten Ableismus und wie sie eigene Grenzen überschreitet. Andererseits nennt sie die Anforderungen von außen, welche an sie herangetragen werden, bestimmten Standards, die als ‚normal‘ gelten, zu genügen oder ihr auch – wie die Spontanität – von vornherein abgesprochen werden.

Das heißt, mit der Problematisierung von Ableismus und Goffmans Forschung zum Stigma lassen sich die stigmatisierenden Zuschreibungen untersuchen, die behinderte Menschen insofern treffen, nicht Teil einer Normalität zu sein, da sie bestimmte Normen nicht erfüllen. Es wird deutlich, welche Auswirkungen die konkreten Abwertungen auslösen können. Wie auch den autobiographischen Texten zu entnehmen ist, heißt dies, dass behinderten Personen, die Zuschreibung, nicht ‚normal‘ zu sein und, die gleichzeitige gesellschaftliche Anforderung, diese Normen zu erfüllen, oft sehr bewusst ist. Ableistische Zuschreibungen, die Behinderung nicht nur einer Normalität gegenüberstellen, sondern diese auch mit der Be- und Abwertung bestimmter Fähigkeiten in Verbindung bringen, offenbaren, dass diese verbunden sind mit biologistischen Annahmen. Diese Annahmen, Ideale und Normen sind eingelagert in kapitalistische Verhältnisse und können so auch gewaltvolle ableistische Abwertungen hervorbringen, wenn – wie zuvor bei der Thematisierung des Otherings herausgestellt – die Abwertung behinderter Menschen, ‚nicht normal‘ zu sein, dazu dient, die eigene ‚Normalität‘ zu konstituieren.

Mit Claudia Franziska Bruner lässt sich jedoch sagen, dass behinderte Menschen nicht einfach nur passive Träger_innen des Stigmas sind, sondern es ist vielmehr „jeder Tanz mit dem

Rollstuhl geeignet [...], die Grenzen des Normalen, wenn nicht aufzuheben (zu normalisieren), so doch zu thematisieren und zu verschieben und neu zu vermessen“ (Bruner 2005: 51, zitiert nach Waldschmidt, Schillmayer 2022: 76). Für Marie Minkov bedeutet dies auch, sich selbst und den eigenen behinderten Körper anzunehmen, wie er ist und sich nicht mehr an der von der Gesellschaft geforderten Normalität zu messen, sondern zur Ruhe zu kommen und diesen Prozess als empowernd wahrzunehmen: „Zur Ruhe kommen, das heißt für mich, meinem Körper das Okay zu geben, so zu bleiben, wie er ist. Und ihm das Okay zu geben, sich mit dem Alter zu verändern und auch neue Bedürfnisse zu äußern. Aufzuhören, ableistische Ansprüche an ihn zu stellen. Das ist der wichtigste Schritt in einem Empowermentprozess.“ (Minkov 2022) Minkov nennt hier selbst die ableistischen Ansprüche, die sie durch die Verinnerlichung der gesellschaftlichen Ideale und Normen, an ihren Körper stellt. Mit diesen Ansprüchen in empowernder Weise umzugehen, heißt für Minkov, den eigenen Körper anzunehmen, wie er ist.

Wie den in den autobiographischen Texten geschilderten Erfahrungen zu entnehmen ist, werden die ableistischen Zuschreibungen und Anforderungen an den behinderten Körper oftmals verinnerlicht. Die drei Autorinnen der Texte zeigen jedoch in ihrer Reflexion über ihre Erfahrungen auf, dass sie die Ursachen in den macht- und gewaltvollen gesellschaftlichen Normen und Idealen sehen und, dass ein Umgang damit sein kann, wie Minkov schreibt, sich diesen gesellschaftlichen Erwartungen und Normalitätsvorstellungen entgegenzustellen und den eigenen Körper als ‚okay‘ anzunehmen. Die Problematisierung von Ableismus heißt also auch, die Ausschlüsse, mit denen behinderte Personen, die diesen Annahmen einer Normalität nicht entsprechen wollen oder können, konfrontiert sind, zu thematisieren und offenzulegen.

5.3. ‚Nicht-Können‘ und Leistung

Neben den nun schon ausgeführten Kategorien der Zuschreibung und der Verinnerlichung, ‚anders‘ zu sein, und den Anforderungen an vorherrschende Normalitätsstandards ließ sich in der vorliegenden Analyse die Thematik der gesellschaftlichen Forderung nach Leistung(sfähigkeit) ausmachen. In den autobiographischen Texten wird an verschiedenen Stellen darauf verwiesen, wie sich diese Anforderung ausdrücken kann und welche Auswirkungen sie auf die drei Personen hat. Zum Beispiel berichtet Luisa L’Audace von Erfahrungen, die sie rückblickend bei sportlichen Aktivitäten gemacht hat: „Es ging um Leistung und darum, besser zu sein als andere, weniger um Spaß und das Abschalten vom sowieso viel zu leistungsorientierten Alltag.“ (L’Audace 2022: 23f) Diese gesellschaftliche

Leistungsorientierung betrifft in der heute vorherrschenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht nur behinderte Menschen, aber kann sie sich in besonderem Maße ausdrücken. Sarah Karim, eine in Köln lehrende Soziologin schreibt in Anlehnung an den Theoretiker der Queer- und Disability Studies Robert McRuer:

„Able-bodiedness‘, also körperliche Leistungsfähigkeit, wird in unserer Gesellschaft als verpflichtende Norm gesetzt, die jeder und jede erreichen soll, aber niemand, zumindest nicht in der gesamten Lebensspanne, erreichen kann. Dennoch reflektiert die Norm, (leistungs)fähig zu sein, eine allgemeine Anrufung, die sich an alle Gesellschaftsmitglieder richtet.“ (Karim 2021: 56f, Herv. i. O.)

Auf die individualisierende Leistungsfähigkeit wird sich insofern berufen, dass sie sich in der gesellschaftlichen Anforderungen nach Eigenverantwortung ausdrückt.

„Diese Form der Eigenverantwortung ist in der Idee verankert, wir hätten Kontrolle über unsere eigene Gesundheit. Als läge es in unserer Macht, uns vor Krankheiten zu schützen, wir müssen nur genug Wasser trinken, genug Sport machen und uns gesund genug ernähren. Eine Illusion, die auch immer an das Versprechen von Glück verknüpft ist: Wenn du schön, gesund und leistungsfähig bist, dann wirst du auch glücklich sein.“ (Minkov 2022)

Minkov verdeutlicht hier, wie in einer leistungsorientierten Gesellschaft diese Anforderung der Eigenverantwortung mit der Kontrolle über das eigene Selbst, die Gesundheit und damit mit dem Körper verknüpft ist. Außerdem wird hier die individualisierende Ebene deutlich, die sich an das Subjekt richtet, das selbst dafür sorgen soll, gesund und glücklich zu sein. In dieser individualisierenden Anforderung nach Leistungsfähigkeit ist demnach auch enthalten, sich ständig mit anderen zu vergleichen.

Den Vergleich mit anderen, verbunden mit der Forderung mehr Leistung zu erbringen und sich ‚einfach mehr anzustrengen‘ beschreibt Luisa L’Audace, bezogen darauf, wie sie von Familienmitgliedern mit anderen und deren sportlichen Leistungen verglichen wurde: „‚Würdest du mehr üben, würdest du das auch können‘, bohrten sich die Sätze von Familienmitgliedern in mein Herz.“ (L’Audace 2022: 23). Die Körper von Menschen mit Behinderung sind, um sie als ‚behindert‘ zu markieren, ständigen Vergleichen mit anderen ausgesetzt, vor allem anhand von bestimmten Diagnosekriterien oder beispielsweise in sogenannten Intelligenztests. Ebenso werden Körper, um sie als behindert zu markieren,

differenziert, als verschieden leistungs- und arbeitsfähig bzw. -gemindert eingestuft und *hierarchisiert* (Waldschmidt 2007: 68).

Menschen mit Behinderung werden, wie oben schon beschrieben, von anderen Menschen oft an leistungsorientierten Standards gemessen, die Behinderung durch Übung als ‚überwindbar‘ betrachten und Hilfsmittel, wie beispielsweise einen Rollstuhl, nicht als Ermöglichung für mehr Mobilität betrachten, sondern als hinderlich. Luisa L’Audace schildert in diesem Zusammenhang eine Erfahrung, als sie einen Rollstuhl erhielt und ihr Familienmitglieder vermitteln wollten, sie würde dadurch das Laufen verlernen und es sich ‚zu einfach machen‘.

„Heute würde mir beim Anblick eines 14-jährigen Mädchens, das seit Kurzem einen Rollstuhl nutzt, vieles einfallen, aber nicht, dass sie es dadurch leichter hat. Und dennoch hallen die unreflektierten Worte jenes Familienmitglieds bis heute in meinem Kopf wider. ‚Du machst es dir zu leicht, indem du dich einfach in dieses Ding setzt‘, sagte diese Person mit künstlicher Besorgnis in ihrer Stimme. ‚Dadurch verlernst du das Laufen doch erst recht‘.“ (L’Audace 2022: 29)

Hier wird einerseits deutlich, welche Bilder über Behinderung vorherrschen und andererseits das Narrativ, dass durch Leistung die Behinderung ‚überwunden‘ werden könne bzw. durch zu wenig Leistung sich diese ‚verschlimmere‘. Luisa L’Audace fasst diese gesellschaftlichen Annahmen folgendermaßen zusammen und beschreibt zudem, welche Auswirkungen diese auf sie hatten:

„Der Irrglaube, dass alles, was unsere Körper können, und wie sie aussehen, beeinflussbar ist und dass wir alles erreichen können, wenn wir nur fest dran glauben und hart dafür arbeiten, ist bis heute weitverbreitet. Und auch ich glaubte nach diesen Aussagen viele Jahre daran. Und so verschwand mein Rollstuhl also vorerst im Keller und mit ihm auch meine neu gewonnene Mobilität. Ab diesem Moment gab ich mir besonders große Mühe, als nicht-behindert durchzugehen.“ (L’Audace 2022: 29)

Dieses Zitat verdeutlicht noch einmal, wie die gesellschaftliche Forderung nach Leistung sich auswirken auf das Selbstempfinden und was die von außen gestellten und dann verinnerlichten Zuschreibungen und Ansprüche auslösen können.

Wie zuvor herausgestellt, geht es bei der Problematisierung von Ableismus unter anderem um die Aufdeckung von gesellschaftlichen Strukturen, Mechanismen und Zuschreibungen leistungsorientierter Fähigkeitsideale. Von diesen sind nicht nur behinderte Menschen betroffen, sondern auch nichtbehinderte Menschen, sie richten sich jedoch in einem besonderen Maße an Menschen mit Behinderung. Wie den Schilderungen aus den autobiographischen Texten zu entnehmen ist, werden Personen mit diesen Idealen und Forderungen auf einer strukturellen, wie auch auf einer alltäglichen zwischenmenschlichen Ebene konfrontiert.

„Die Diskriminierung behinderter Menschen und die allgemeine gesellschaftliche Orientierung an (Leistungs-)Fähigkeit offenbaren sich [...] gleichsam in einem Netzwerk aus Werteordnungen, spezifischen (institutionalisierten) Prozessen und (alltäglichen) Praktiken. Dieses Netzwerk produziert nicht nur diskriminierende Strukturen, sondern auch die Vorstellung von einem idealen Selbst, an welchem sich nichtbehinderte wie auch als behindert geltende Menschen orientieren“ (Karim 2021: 40).

Dies stellt noch einmal dar, dass es, anders als zum Beispiel bei der Problematisierung von Rassismus oder Sexismus um die Abschaffung rassistischer und sexistischer Zuschreibungen geht, und dass trotz einer radikalen Kritik an Ableismus, gewisse Konzeptionen von Fähigkeiten nicht abgeschafft werden können. Diese sind ja – wenn sie nicht im bewertenden und ableistischen Sinne stattfinden – grundlegend für zwischenmenschliche Beziehungen, aber

„[p]roblematisiert und kritisiert werden sollen dagegen irrationale, verletzende, grausame und unplausible Konzeptionen von Fähigkeit (und damit auch Behinderung), die eng mit Vorstellungen der Leistungsgesellschaft, Leistungsgerechtigkeit und insgesamt einem liberalistischen Gesellschaftsbild verknüpft sind, das in Gestalt des Neoliberalismus alle Widersprüche dieser politischen und anthropologischen Theorie eines Fähigkeits-Individualismus auf die Spitze getrieben hat.“ (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.)

Deshalb geht es bei der Analyse von Ableismus um diese Verhältnisse zwischen der Aufwertung bestimmter Fähigkeits- und Leistungsideale und der Abwertung der vermeintlich weniger fähigen ‚Anderen‘. Nach Buchner, Pfahl und Traue müsse hierbei jedoch unterschieden werden zwischen der Zuschreibung bestimmter Fähigkeiten und des Erlebens von Fähigkeiten und (Nicht-)Können. „Das Erleben des Könnens bildet eine grundlegende Erfahrung menschlicher Weltverhältnisse, in der Menschen die Erfahrung machen, ein wirksames, planerisches oder

auch genießendes Verhältnis zur Welt auszubilden, d.h. eine Welt zu gewinnen. Dieses Erleben unterliegt unweigerlich einer kulturellen, materiellen und gesellschaftlichen Prägung.“ (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.) Diese Prägung drücke sich allerdings in einer von Ableismus geprägten Gesellschaft darin aus, dass sich Menschen für den Erhalt der eigenen Identität über Andere stellen und das eigene Können betonen. (Buchner, Pfahl, Traue 2015: o. S.)

Es findet also eine Hierarchisierung statt, die Menschen anhand ihrer Fähigkeiten auf bzw. abwertet, und sich diese im Erleben von Personen widerspiegelt und sich in deren Identität einschreibt. Einerseits können sich diese Mechanismen in einer sich selbst aufwertenden und sich über Andere stellenden Identität ausdrücken, andererseits in einer, die darin mündet, das eigene Können infrage zu stellen und auch von anderen weniger zugetraut zu bekommen. Dies veranschaulicht auch Marie Minkov, indem sie schildert, dass das von außen herangetragene Nicht-Zutrauen in sie und andere behinderte Menschen in das eigene Selbstvertrauen übernommen wird:

„Heutzutage tausche ich mich so oft wie möglich mit anderen behinderten Menschen aus und es zeigt sich dabei immer wieder ein Muster. Wir lernen von unserer Umgebung, dass wir Dinge nicht können, selbst wenn wir sie können oder sie noch nie ausprobiert haben. Wir lernen es von unseren Eltern oder von dem Mann, der uns unaufgefordert an der Haltestelle unter den Arm greift, weil er denkt, wir könnten nicht allein aufstehen.“ (Minkov 2021)

Welche Auswirkungen diese am (Nicht-)Können orientierte Leistungsideale außerdem auslösen können, dass sie sich in Form von internalisiertem Ableismus gegen sich selbst gerichtet werden und dazu führen, höhere Maßstäbe an sich selbst zu richten, bestimmte Dinge können zu müssen beschreibt auch Aukongo in ihrem Gedicht. Der internalisierte Ableismus kann dann darin münden,

„meine Un_vollkommenheit zu verstecken
Meine Wunden, mein Nicht-Können, meine Pausen, meine Art mich anzuziehen,
Treppen zu laufen, nicht laufen zu können, nicht anziehen zu können, meine Kräfte-
Löffel zählen, die Neurodiversitäten nicht aufploppen zu lassen, das Trauma
angemessen zu artikulieren, meine Ängste hinter einem Lächeln zu verstecken, meine
Krämpfe zu entkrampfen, richtig zu sein, meine Schmerzen zu überdecken.
Für wen?

Für dich?“

(Aukongo 2020: 157)

Das heißt also, dass die gesellschaftlichen Anforderungen, Tätigkeiten zu können und bestimmte Fähigkeiten zu haben, so verinnerlicht werden, dass, wenn diese nicht erfüllt werden können, über die eigenen Grenzen gegangen wird, wie Lahya Aukongo beschreibt. Außerdem richtet sie kritisch die Frage an die das Gedicht lesende Person, an ein außen, für wen sie dieses Nicht-Können versteckt, und markiert damit auch die gesellschaftliche Anforderung, bestimmten Fähigkeitsansprüchen genügen zu müssen.

Wie den in den autobiographischen Texten geschilderten Erfahrungen zu entnehmen ist, äußern sich die erlebten Zuschreibungen sowohl in Form eines Aberkennens bestimmter Fähigkeiten als auch der Internalisierung dessen, bestimmte Tätigkeiten als behinderte Person nicht zu können oder sich diese nicht zuzutrauen. Zudem drücken sie sich darin aus, über eigene Grenzen zu gehen, um das ‚Nicht-Können‘ zu überdecken und den gesellschaftlichen Leistungsidealen gerecht werden zu können.

5.4. Das Narrativ von ‚Heilung‘ und die Forderung nach Anpassung

Eine weitere gesellschaftliche Zuschreibung, die viele Menschen mit Behinderung und im Besonderen die drei Personen, deren autobiographische Texte für die vorliegende Arbeit analysiert wurden, erleben, habe ich unter der Kategorie des an den behinderten Körper gerichteten Narrativs von ‚Heilung‘ und der gesellschaftlichen Forderung nach Anpassung zusammengefasst. Zunächst soll auf ersteres eingegangen werden und herausgearbeitet werden, wie die Blicke der Gesellschaft auf Behinderung aussehen und welche Auswirkungen sie haben können. Wie den autobiographischen Texten zu entnehmen ist, drücken sich diese Blicke und damit einhergehende Erfahrungen unterschiedlich aus. Zum Beispiel beschreibt Marie Minkov, wie ihr bei Ärzt_innenbesuchen immer wieder vermittelt wurde, dass sie nur ein wenig warten, die Hoffnung nicht aufgeben und daran glauben soll, dass sie bald geheilt sein würde: „Es ist nicht so, als hätte ich es als Kind nicht versucht. Nachts lag ich wach, kniff die Augen zusammen und versuchte, meine Heilung zu manifestieren. Ich müsste nur glauben, glauben, glauben, noch ein bisschen fester, dann klappt die Magie.“ (Minkov 2022) Wie einseitig der Blick auf Behinderung wiederum sein kann, legt Luisa L’Audace dar, indem sie schildert, dass ihr Umfeld, aber auch Ärzt_innen sie als ‚nicht behindert genug‘ einordneten und es deshalb nicht für notwendig erachteten, dass ein Rollstuhl ihr geholfen hätte, mobiler zu sein.

„Das zeigt erst mal, wie einseitig und ignorant die Sicht der Gesellschaft auf Behinderung ist. Hätte mein Umfeld damals verstanden, dass Behinderungen genauso unterschiedlich wie Menschen sind, und hätte es verstanden, dass man nicht erst als behindert zählt, wenn dies für Außenstehende unübersehbar ist, dann wäre es vielleicht auch mir leichter gefallen, mich mit meiner Behinderung zu identifizieren.“ (L’Audace 2022: 28f).

Alle drei Personen reflektieren zudem darüber, wie sich diese gesellschaftliche Anforderung, wieder gesund zu werden, in ihr eigenes Selbstverständnis und das (Nicht-)Annehmen-können des eigenen behinderten Körpers niederschlagen. „Zu verstehen, dass obwohl mir die Gesellschaft das einreden möchte, das Ziel nicht ist, irgendwann einmal ‚richtig gesund‘ zu sein oder einen ‚richtig gut funktionierenden und ansehnlichen Körper‘ zu haben.“ (Aukongo 2020: 156, Herv. i. O.) Aukongo spricht hier Gleichsetzung von Behinderung und ‚Krankheit‘ an, die behinderten Menschen oft als Anforderung, sich anzupassen oder darauf hinzuarbeiten oder zu warten, ‚geheilt‘ zu werden, erleben.

Wie zuvor in den Ausführungen zum von der Behindertenbewegung und den Disability Studies kritisierten medizinischen und individualisierenden Modell von Behinderung (3.1.) schon erläutert, werden Beeinträchtigungen und Behinderungen medizinisch gesehen oft an einem Normalzustand und ‚gesundem‘ Körper gemessen und bestimmten ‚Schädigungen oder ‚Störungen‘ zugeordnet. So werden Körper oft durch Eingriffe oder Prothesen korrigiert, um sie ‚normal‘ zu machen und durch verschiedenste Abläufe in die nicht-behinderte Ordnung an- und einzupassen (Waldschmidt 2007: 68). Viele behinderte Menschen machen Erfahrungen mit unzähligen Besuchen bei Ärzt_innen, Therapeut_innen und Spezialist_innen, um herauszufinden, welche Diagnose auf ihre Behinderung zutrifft. Marie Minkov schildert folgende Erfahrungen:

„Meine Diagnose war und ist nie eindeutig gewesen. Behinderungen sind selten genau einzuordnen. Ärzt*innen haben nicht immer eine Antwort und wenn, dann unterscheidet sie sich oft von den Antworten der Kolleg*innen, nicht selten widersprechen sie sich. Es gilt also, eine zweite Meinung einzuholen, eine dritte, eine vierte, eine fünfte, bis man noch verwirrter ist, als man es vorher war.“ (Minkov 2022)

Dies verdeutlicht, wie einerseits nach einer Diagnose gesucht wird, um herauszufinden, welche Hilfsmittel, Medikamente, Therapien oder Operationen einer Person helfen können, um

gesellschaftlich teilhaben zu können oder Schmerzen zu mindern. Andererseits enthält das Zitat von Minkov auch die Ebene der medizinischen Einordnung, denen behinderte Körper ausgesetzt sind. Theoretisch lässt sich dieses medizinische Einordnen mit Michel Foucaults Ausarbeitungen zum medizinischen Blick beleuchten, ein Blick, „der von allen individuellen Besonderheiten des Körpers absieht und sich dem reinen Abstraktum der körperlichen Abweichung zuwendet, sie so überhaupt erst als Objekt wissenschaftlichen Interesses kenntlich macht“ (Maskos 2004: o. S.).

Vor allem in seinem Werk *Die Geburt der Klinik* (1973) beschreibt Foucault die Macht des medizinisch-klinischen Blicks. Dieser medizinische und wissenschaftliche Blick geht von Ärzt_innen aus, die den Körper beobachten, analysieren und diagnostizieren. Ein zentraler Bezugspunkt für die Disability Studies und deren Theoriebildung ist die Frage, wie durch das Sehen (Nicht-)Behinderung konstruiert wird. Markus Dederich, ein deutscher Erziehungswissenschaftler und Vertreter der deutschsprachigen Disability Studies formuliert die moderne Generierung von Wissen durch das Sehen wie folgt: „Die Leitidee des wissenschaftlichen Denkens und der Aufklärung besteht darin, Licht ins Dunkle der Welt zu tragen, das ‚Geheimnis der Natur‘ zu lüften, Verborgenes dem menschlichen Wissen zuzuführen. Sehen heißt wissen.“ (Dederich 2007: 67, Herv. i. O.) Hier wird deutlich, wie der von Foucault immer wieder herausgestellte Zusammenhang von Wissen und Macht mithilfe des Sehens, Erkennens und Deutens entsteht. Durch den Blick wird unterschieden zwischen verschiedenen Körpern, sie werden zu Objekten, die dann wiederum gedeutet werden.

Dederich schreibt in Bezug auf unterschiedliche bewertende Blicke Folgendes im Zusammenhang mit Behinderung:

„Diese unterschiedlichen Blicke und die mit ihnen verknüpften Behinderungsbilder haben historisch unterschiedliche Formen des Umgangs mit behinderten Menschen hervorgebracht. Insbesondere dort, wo der Körper als bedrohlich, unannehmbar eigenwillig, ordnungssprengend oder auf beunruhigende Weise faszinierend wahrgenommen wurde, wurde er auch zum Gegenstand des Zugriffs, zum Objekt kultureller u.a. medizinischer, politisch-polizeilicher, psychologischer, pädagogischer und rehabilitativer Bemühungen: Einhegung und Beherrschung von Degeneration und Verfall durch Medizin und Psychiatrie, pädagogisch vermittelte Einübung zivilisatorischer Selbstbeherrschung durch Körperbildung und Vermittlung von Kultur

sowie Herausbildung des Disziplinarindividuums durch wissenschaftliche und politische Machtstrategien.“ (Dederich 2007: 67)

Der behinderte Körper ist demnach vielfältigen Objektivierungen ausgesetzt. Um den gesellschaftlichen Normen zu entsprechen, erleben Individuen verschiedenste disziplinierungs- und Normierungsstrategien, um sich anzupassen.

Ärzt_innen und Wissenschaftler_innen haben durch ihren Zugang zu Wissen eine machtvolle Autorität, auf die sich Menschen beziehen und verlassen. Marie Minkov erzählt davon, dass ihr auch eine dem Postulat des Wissens eigentlich entgegenstehende Seite dieser medizinischen Blicke begegnet ist. Sie berichtet davon, wie ihr von Ärzt_innen immer wieder vermittelt wird, dass sie vor allem fest daran glauben soll und die Hoffnung nicht aufgeben solle, wieder ‚gesund‘ zu werden. „Worin Ärzt*innen sich damals einig waren, war, dass ich in ein oder zwei Jahren wieder ‚gesund‘ werden würde. Es bräuchte nur Zeit, Geduld, Physiotherapie, vielleicht eine Reha und – ganz wichtig – eine große Portion Hoffnung. Schließlich ist alles möglich, wenn man nur daran glaubt.“ (Minkov 2022, Herv. i. O.) Hierin zeigt sich, wie sich die Macht des medizinischen Blicks durch Ärzt_innen weniger in zuordnenden und einordnenden Diagnosen, sondern mithilfe des Verweises auf eher kulturell geprägte Vorstellungen einer ‚Heilung‘ durch Hoffnung und Glauben ausdrücken kann. Außerdem wird an eine eigenverantwortliche ‚positive‘ Einstellung appelliert; dass es wichtig ist, durch den Glauben selbst dazu beizutragen, wieder ‚gesund‘ zu werden.

Wie die oben beschriebenen Vorgänge von bestimmten Diagnosen mit der Forderung, dass die Ursache für bestimmte ‚Störungen‘ im Individuum gesucht wird, zusammenhängen können, beschreibt Luisa L’Audace eindrücklich bezüglich ihrer im Jugendalter diagnostizierte Anpassungsstörung:

„In meinem Therapiebericht stand von nun an neben einer diagnostizierten Angststörung, genauer genommen einer Sozial- und Schulphobie, das ironische Wörtchen ‚Anpassungsstörung‘. Heute finde ich, es fasst kaum etwas unsere Gesellschaft besser zusammen als die Tatsache, dass einer mehrfach marginalisierten Teenagerin eine pathologische Ursache für ihr Leid unterstellt wird, anstatt die strukturelle Diskriminierung, die dieses Leid verursacht hat, als den eigentlichen Grund für ihre Verfassung zu benennen. Auch hier wird wieder bei den negativ Betroffenen selbst nach einer Begründung für die Erfahrungen gesucht, die sie machen.“ (L’Audace 2022: 52, Herv. i. O.)

Luisa L'Audace verdeutlicht damit die Dimension, dass der Grund, dass sie diskriminierende Erfahrungen gemacht hat, nicht in den Strukturen und Alltagspraktiken des Umfelds gesucht wird, sondern auf das Individuum verschoben und pathologisiert wird. Dieses hier angesprochene Verschieben auf eine individuelle Ebene wurde bereits mit der Herausbildung des sozialen Modells von Behinderung und der Kritik am medizinischen Modell angeprangert. Das soziale Modell unterscheidet aus diesem Grund zwischen Beeinträchtigung und Behinderung, was das kulturelle Modell kritisiert und zum Teil jedoch Behinderung als rein kulturell konstruiert behandelt. Die Ableismuskritik benennt vor allem die (fähigkeits-) zuschreibenden Mechanismen und Strukturen, die behinderte Menschen in besonderem Maße treffen und betont eine relationale Herangehensweise.

„Nicht allein das Angewiesen-Sein auf den Rollstuhl macht die Behinderung, sondern die nicht barrierefreie Umwelt. Die Frage, wie viele Menschen Gebärdensprache sprechen und wie gut zugänglich die auditive Welt für gehörlose Menschen ist, ist entscheidend dafür, ob Gehörlosigkeit zur Behinderung wird oder nicht. Das Ausmaß, in dem einem Menschen ihre oder seine Lernschwierigkeiten zum Problem werden, hängt auch mit der Komplexität von Informationen zusammen und mit der Frage, in wie weit Leichte Sprache als Konzept bekannt und gebräuchlich ist. Behinderung ist in dieser Sichtweise also auch eine eingeschränkte Teilhabe durch fehlenden Zugang und eine normative Gesellschaft und keine bloße Funktionseinschränkung oder Beeinträchtigung.“ (Maskos 2015: o. S.)

Das heißt, dass es für die Handlungsfähigkeit notwendig ist, Beeinträchtigungen zu benennen, und vor allem die strukturellen Gegebenheiten zu untersuchen. Diese drücken sich in der modernen kapitalistischen und patriarchalen Gesellschaft auch in dem schon zuvor beschriebenen (4.3) Ideal eines autonomen fähigen Individuums aus. Alles, was diesem Ideal des autonomen Subjekts nicht entsprechen kann oder davon abweicht, erzeugt Scham und wie Maskos herausstellt, verschärfen sich „[a]ll die Imperative der Autonomie [...] unter einem Ideal traditioneller Männlichkeit, das die Tatsache menschlicher Verletzlichkeit und Abhängigkeit leugnen will. Besonders prekär werden diese Schreckensbilder im Zeitalter des Neoliberalismus, in dem die Subjekte für ihr Wohl und Wehe in der Regel selbst verantwortlich gemacht werden.“ (Maskos 2015: o. S.) Mit dem Ideal des autonomen Individuums oder Subjekts geht also gleichzeitig eine Verleugnung von Abhängigkeit und Verletzlichkeit einher und durch die neoliberalen Zuspitzungen des Kapitalismus eine zunehmende Verlagerung der Verantwortung ins Individuum. Diesen Zusammenhang zwischen dem oben beschriebenen

geforderten Ideal der ‚Heilung‘ von Behinderung – „Wenn ich endlich geheilt bin“ (Minkov 2022) – und der gesellschaftlichen Forderung nach Eigenverantwortung – „Ich hatte schnell die Vermutung, dass die Besserung meines Gesundheitszustands in meiner Verantwortung lag“ (ebd.) – stellt auch Marie Minkov in ihrer Kolumne fest. In diesem Kontext lässt sich also auch die Forderung nach Anpassung an eben jene Ideale des autonomen fähigen Subjekts sehen. Es herrscht einerseits das Ideal, autonom, fähig, gesund, ‚normal‘ zu sein und andererseits eine Abwertung von allem, was diesen Standards nicht gerecht wird und sich diesen nicht anpassen kann.

„Es sagt aus, dass sich das Individuum an die Gesellschaft anpassen muss. Dass es Wege finden muss, um von der Dominanzgesellschaft als eine*r der ihren angesehen zu werden oder von dieser zumindest in ihrem*seinem vermeintlichen ‚Anders-Sein‘ akzeptiert zu werden. Zum Beispiel indem es sich mit der Schublade zufriedengibt, in die es hineinbugsiert wurde. Indem es ihren Vorurteilen entspricht oder zumindest nicht widerspricht, wenn ihm diese Stereotype entgegengeworfen werden. Niemand fragt: Warum kann dieses Individuum nicht an unserer Gesellschaft teilhaben? Was hindert es daran? Was braucht es dafür? Was können *wir* tun, um seine Teilhabe zu ermöglichen?“ (L’Audace 2022: 52f, Herv. i. O.)

Hier kritisiert L’Audace, dass in der Forderung nach Anpassung an gesellschaftliche Ideale und der gleichzeitigen Verlagerung von Verantwortung ins Individuum nicht auf die strukturelle Ebene geschaut wird. Sie richtet die Frage, welche Strukturen, die Teilhabe von behinderten Menschen verhindern und was es brauche, diese zu ändern, im Sinne einer ableismuskritischen Herangehensweise an die lesenden Personen und an die Gesellschaft.

In der folgenden fünften und letzten Kategorie werden die in den autobiographischen Texten geschilderten Erfahrungen mit stereotypen Zuschreibungen, mit sozialen und räumlichen Barrieren und abwertenden Begriffen näher untersucht.

5.5. Stereotype, Sprache und Barrieren

Dieses Kapitel widmet sich dem in den autobiographischen Texten geschilderten Erleben von Erfahrungen in alltäglichen Begegnungen und Handlungen, mit Aussagen und Barrieren. Viele Menschen mit Behinderung sind in ihrem Alltag und im Umgang mit nichtbehinderten Menschen mit mitleidigen oder bewundernden Blicken und Aussagen, gut gemeinten Ratschlägen, übergriffigen ‚Hilfeleistungen‘ oder bewertenden Kommentaren konfrontiert.

Diese Interaktionen haben meistens stereotype Bilder von Behinderung und über behinderte Menschen als Grundlage.

In einem ersten Schritt soll zunächst auf den Aspekt der Sprache und der Verwendung von Begriffen und Formulierungen eingegangen werden. Begriffe, Bezeichnungen und Formulierungen bewegen sich dabei in einem Umfang von eindeutig diskriminierend und gewaltvoll bis mitleidig oder beschönigend. Luisa L'Audace schildert beispielsweise Erfahrungen diskriminierender Beleidigungen in ihrer Schulzeit. Sie beschreibt, wie sie versucht hat, ihre sich zunehmende verkrümmende Wirbelsäule mit verschiedenen Kleidungsstücken zu verstecken und Ausreden erfand, um bei Aktivitäten, die sie nicht konnte, nicht mitmachen zu müssen, um diskriminierenden Bemerkungen zu entgehen: „Meistens gelang mir dieser Kraftakt auch, doch nannte mich doch mal jemand ‚Quasimodo‘, ‚Missgeburt‘ oder ‚Krüppel‘, so traf mich das tief und ich ärgerte mich über mich selbst.“ (L'Audace 2022: 29) Dies verdeutlicht, wie gewaltvolle Bezeichnungen dazu führen, dass diese Abwertung in das eigene Selbst aufgenommen werden und oft dazu führen, die eigene Behinderung verstecken zu wollen. Laya Aukongo beschreibt ebenfalls Situationen, in denen als Schimpfworte verwendete Begriffe, die nicht direkt an sie gerichtet werden, jedoch trotzdem indirekt an ihre Identität als behinderte Person gerichtet sind. Es „[...] bedeutet insgeheim zu zählen, wie oft am Tag das Wort ‚verrückt‘ oder ‚doof‘ oder ‚ey du sp...‘ oder ‚is ja behindert‘ gesagt wird und ich nichts dagegen erwidere. Mich mein eigenes Schweigen mehr schmerzt, als die Worte, die ungeahnt mich beschreiben“ (Aukongo 2020: 155, Herv. i. O.). Auch Aukongo betont die inneren schmerzvollen Auswirkungen, die die Verwendung solcher diskriminierenden Begriffe auslöst.

Für die Analyse von macht- und herrschaftsvollen Begriffen und Aussagen wird oft auf Ausarbeitungen Michel Foucaults zu Diskursen und diskursiver Praxis Bezug genommen. Diskurse sind nach Foucault Systeme von Aussagen, Begriffen, Äußerungen oder Konzepten. Damit ist die Frage verbunden, in welchem historischen Zeitraum was und welche Wahrheit zum Sagbaren gehört. Da Diskurse Systeme beschreiben, wird damit auch der Fokus darauf gelegt, wie diese in Verhältnisse eingebunden und wie Begriffe aufeinander bezogen sind. Die Perspektive Foucaults auf Diskurse ist immer eine, die danach fragt, wie Diskurse in einem bestimmten historischen Zeitraum entstehen, aber auch wie diese verändert werden können. In diesem Zusammenhang werden Diskurse auch immer als Ergebnis von Machtverhältnissen gedacht. (Foucault 2020: 57ff).

Wie sich diese Diskurse in Form von Begriffen ausdrücken können schildert Lahya Aukongo in ihrem Gedicht anhand des Begriffes ‚verrückt‘. Sie verdeutlicht in der Form, wie sie diesen Begriff verwendet, dass sie sich einerseits der Eingebundenheit des Begriffs in Machtverhältnisse bewusst ist, in dem was er beschreibt und für wen er verwendet wird. Auf der anderen Seite verschiebt sie jedoch in einer selbstaneignenden Weise diesen, indem sie sagt, die von ihr beschriebene verinnerlichte Behindertenfeindlichkeit gegen sich selbst „ist das nicht zuzulassen können, dass meine Verrückung, also von der Norm verrückt worden zu sein, die Mitte ist, also meine Mitte. Ich mich aber nicht traue, das anzuerkennen oder zu feiern.“ (Aukongo 2020: 155) Mit Foucault betrachtet kann dieses Zitat so gelesen werden, dass Aukongo sich den als Ergebnis von Diskursen entstandenen Begriff ‚verrückt‘ aneignet, diese Aneignung jedoch durch die Eingebundenheit in Machtverhältnisse nicht oder nur schwer möglich ist.

Diese Bezeichnungen – seien sie offen diskriminierend oder ‚beschönigend‘ – sind in den meisten Fällen keine Selbstbezeichnungen von behinderten Menschen. So drückt sich verinnerlichte Behindertenfeindlichkeit nach Aukongo auch darin aus, „[a]nderen zu erlauben uns Namen zu geben, weil sie nicht gelernt haben, wie gewalt- und machtvoll Sprache ist“ (Aukongo 2020: 155). Zudem heißt dies,

„[i]hnen dabei geduldig zuzuschauen, wie sie nach für sich aushaltbaren Bezeichnungen für uns suchen und nichts zu sagen, [...] [z]u erkennen, dass es kaum bis keine liebevollen, realen Begriffe gibt, die uns beschreiben und wenn dann erfunden von normierten Körpern und Seelen, und es keine Räume gibt, in denen ich das heilsam verhandeln kann“ (Aukongo 2020: 156).

Aukongo spricht hier einerseits die ‚beschönigende‘ Verwendung von Begriffen und Bezeichnungen gegenüber behinderten Menschen an. Diese Begriffe werden meist von nichtbehinderten Menschen verwendet und reichen von der Bezeichnung ‚besonders begabt‘, über ‚Mensch mit speziellen bzw. besonderen Bedürfnissen‘ – „[u]nd ja, ‚Mensch mit speziellen Bedürfnissen‘ ist komisch“ (Aukongo 2020: 156, Herv. i. O.) – und entsprechen nicht den Selbstbezeichnungen ‚behindert‘ oder ‚Behinderung‘.

Andererseits spricht Aukongo davon, wie macht- und gewaltvoll Sprache ist. Nach Waldschmidt und Karim „weist die Begriffsgeschichte von Behinderung darauf hin, dass [...] Sprache wichtig ist und bestimmte Begrifflichkeiten immer auch normative Annahmen, Gedankenwelten, Vorstellungen und Geschichte(n) transportieren“ (Waldschmidt, Karim 2022:

12). Zum Beispiel wurden, wie zuvor im Abschnitt zum Verständnis von Behinderung im historischen Verlauf (Kapitel 2) erläutert, diskriminierende Begriffe wie ‚Krüppel‘ oder ‚Idiot_in‘ schon vor dem 19. Jahrhundert für die Bezeichnung behinderter Menschen angewendet. Behinderte Menschen wurden jedoch auch im Nationalsozialismus mit diesen Begriffen markiert und bezeichnet, welche heute noch als Schimpfworte gelten.

Ein weiterer Aspekt der Verwendung von bestimmten Begriffen und Bezeichnungen, stellen Formulierungen dar, die ein Bild von Behinderung transportieren, die diese mit Leiden assoziieren. Beispiele dafür sind etwa die Formulierung, eine Person sei ‚an den Rollstuhl gefesselt‘ oder ‚leidet an der Behinderung xy‘, anstatt zu formulieren, dass eine Person für ihre Mobilität einen Rollstuhl benutzt oder verwendet und eine Person die Behinderung xy hat. Dieses Bild von Behinderung als ‚Leid‘ liegt den meisten stereotypen Annahmen über Behinderung und den Zuschreibungen, die behinderte Personen im Alltag erleben zugrunde. „Die Annahme, Behinderung ist die größte anzunehmende Katastrophe, etwas, was in manchen Fällen sogar ‚schlimmer als der Tod‘ sein kann, und in jedem Fall leidvoll ist, liegt allen gängigen modernen Sichtweisen von Behinderung zu Grunde.“ (Maskos 2004: o. S., Herv., i. O.) Diese Annahmen haben sich herausgebildet mit der wissenschaftlichen und medizinischen Einordnung von Körpern und der Gleichsetzung von Behinderung mit Krankheit. Nach Maskos ist es die „Pathologisierung des behinderten Körpers und die daraus resultierende Annahme, dass Behinderung, gleichsam einer Krankheit, zwingend mit Leiden verbunden sei, die die meisten der heute gängigen Stereotypen von behinderten Menschen mitbeeinflussen“ (Maskos 2004: o. S.). Durch diese Pathologisierung finden also direkte, meist entwertende, Rückschlüsse auf die Subjektivität behinderter Personen statt. Das heißt also auch, dass der gesellschaftliche Anteil, der für die Herstellung und Erfahrung einer Behinderung maßgeblich ist, bei diesen stereotypen Entwertungen geleugnet werden und Behinderung als individuelles Leid aufgefasst wird (Maskos 2004: o. S.).

Die Erlebnisse von Menschen mit Behinderung stellen sich oft so dar, dass ihnen entweder mit Mitleid begegnet wird, sie nicht ernst genommen werden oder ihnen ungefragt geholfen wird. Zudem wird ihnen oft mit einer übersteigerten Bewunderung begegnet, für Tätigkeiten, die für die betroffenen Personen eine Selbstverständlichkeit darstellen. Sie erfahren, dass nicht mit ihnen selbst gesprochen wird, sondern über sie oder mit einer Begleitperson oder dem_der persönlichen Assistent_in und nicht mit ihnen selbst. (Maskos 2010, o. S.)

„Sie müssen damit rechnen, oft von völlig Fremden auf den Grund ihrer Krankheit oder Behinderung angesprochen zu werden und sollen deren verwunderte Begeisterung über so viel ‚Lebensfreude‘ als Kompliment verstehen. Begleiterscheinung von solchem patronisierenden, bevormundenden Umgang mit behinderten Menschen oder das Nicht-Respektieren ihrer Privatsphäre ist das Absprechen ihres Subjektstatus.“ (Maskos 2010: o. S., Herv. i. O.)

Das heißt, dass behinderten Menschen in alltäglichen Begegnungen mit nichtbehinderten Menschen entweder zugeschrieben wird, wegen ihres ‚Schicksals‘ Mitleid und Hilfe zu benötigen oder sie bewundert werden, was sie ‚trotz‘ ihrer Behinderung alles schaffen. Zu dem Stereotyp des tragischen Schicksals gehören beispielsweise auch Darstellungen in Filmen, in denen eine behinderte Person den Wunsch hat, ‚gesund‘ zu sein und darauf wartet geheilt zu werden. Marie Minkov schreibt überspitzt zu solchen Stereotypen „[w]enn ich endlich geheilt bin, können meine Familie und ich mit dem Warten aufhören, dann kann mein Leben weitergehen“ (Minkov 2022). Minkov beschreibt, dass sie mittlerweile gelernt habe, ihren Körper anzunehmen und nicht mehr drauf wartet, geheilt zu werden, dass sie jedoch in Alltagssituationen und im Umgang mit anderen Menschen immer wieder Kommentare erlebt, die dieses Annehmen erschwert:

„Kommentare von meinen Mitmenschen fordern diese Ruhe immer wieder heraus, indem sie meinen Körper infrage stellen: Wenn mich ein Typ auf einer Party fragt, wie lange ich noch auf Krücken laufen müsse, oder mir die Rewe-Verkäuferin eine gute Besserung wünscht, obwohl ich gar nicht krank bin. Wenn ich bei einem Termin beinahe wieder eingeladen werde mit den Worten, ich hätte doch auch zu einem späteren Zeitpunkt kommen können, wenn ich wieder fit auf den Beinen bin. Wenn mir ein wildfremder Mann auf der Straße ungefragt Tipps gibt, wie ich am besten meine Beine bewegen soll, damit sich mein Gangbild verbessert.“ (Minkov 2022).

Diese von Minkov beschriebenen Kommentare verdeutlichen noch einmal das herrschende Stereotyp, dass behinderte Personen einerseits immer wieder damit konfrontiert werden, dass über ihre Körper geurteilt wird und ihnen in diesem beschriebenen Falle sogar abgeschrieben wird, selbst am besten zu wissen, wie sie sich bewegen.

Eine im Grunde genommen der gleichen Annahme von Behinderung als ‚Leid‘ und ‚schweres Schicksal‘ folgende stereotype Zuschreibung ist die Idealisierung von behinderten Personen als ‚Held_innen‘. Hierbei gehen nichtbehinderte Menschen „ebenfalls von einem scheinbar

unüberwindbaren, zermürbenden Leiden aus – nur finden sie oft zu ihrer Überraschung einen scheinbar völlig ‚normalen‘, ja sogar heiteren behinderten Menschen vor, der wider Erwarten ein gar nicht so leidvolles Leben führt - ein scheinbar rätselhaftes Paradox“ (Maskos 2004: o. S., Herv., i. O.). Dieses drückt sich oft dergestalt aus, dass sie für als ‚normal‘ verstandene Tätigkeiten oder Lebensweisen, wie beispielsweise einen Schulabschluss, eine Partner_innenschaft oder das Bewegen in bestimmten Räumen bewundert werden. (Maskos 2004: o. S.) Marie Minkov schildert, dass sie diese Zuschreibungen auch selbst verinnerlicht habe und bestimmte Lebensentwürfe aufgrund dessen gar nicht als Möglichkeit betrachte. In den Momenten, in denen sie dies jedoch einmal vergesse, verwiesen sie bestimmte Kommentare, die nach ihrer Behinderung fragten oder sie dafür bewunderten, dass sie tanzen gehe, an diese verinnerlichteten Zuschreibungen:

„Und sollte ich es mal vergessen, gab es genug Gelegenheiten, die mich daran erinnerten. Manchmal reicht es schon, wenn ein Gebäude nicht barrierefrei ist. Wenn der Lehrer einen auf der Klassenfahrt auf die Schultern nehmen muss. Wenn die fünfte Person am Tag fragt, was ich mit meinen Beinen gemacht habe. Oder der Typ im Club meint, ‚voll mutig, dass du trotzdem hier tanzt‘, sei ein guter Anmachspruch. An guten Tagen bin ich wütend und lästere mit meinen Freund*innen über solche Begegnungen. An schlechten Tagen sind diese kleinen Momente eine Bestätigung, die mich zurück in meine Schranken weist und mich erinnert: Du solltest hier nicht so unbeschwert herumlaufen, weil diese Welt für dich nicht gemacht ist.“ (Minkov 2021)

Minkov spricht hier einerseits die schon beschriebene Idealisierung an und andererseits die schon zuvor erläuterte Zuschreibung ‚anders‘ zu sein, woran sie zusätzlich aufgrund von Barrieren immer wieder erinnert werde. In ihrem Alltag werden behinderte Menschen sowohl mit stereotypisierenden Vorurteilen, gewaltvollen Kommentaren und Stigmatisierungen konfrontiert. Ihnen wird oft der Zugang zu Institutionen, dem Arbeitsmarkt verschiedensten kulturellen und gesellschaftlichen Orten verwehrt. Außerdem sind

„erwachsene behinderte Menschen [...] überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen und von sozial-staatlichen Leistungen abhängig. Durch eine Vielzahl von Barrieren in der architektonischen Gestaltung, der Verkehrsmobilität und in öffentlichen Angeboten [sind] sie vom allgemeinen gesellschaftlichen Leben sowie wirtschaftlichen und politischen Aktivitäten ausgeschlossen“ (Hirschberg 2022: 100f).

Menschen mit Behinderungen werden also auch durch räumliche Barrieren und der Verwehrung der Teilhabe an politischen, soziokulturellen und ökonomischen Tätigkeiten gesellschaftlich ausgeschlossen.

Darauf wie Zugänglichkeit und Teilhabe durch verschiedene Barrieren verhindert wird, wurde schon in den Anfängen der Behindertenbewegung und den sich daraus entwickelnden Disability Studies hingewiesen. Aus den Kämpfen ist, wie zuvor beschrieben (Kapitel 2), unter anderem die UN-Behindertenrechtskonvention hervorgegangen, in deren Präambel formuliert wird, dass „Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht [...]“ (UN-BRK, Präambel, 5). Zudem wird die Wichtigkeit der vollen Zugänglichkeit „zur physischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Umwelt“ (UN-BRK, Präambel, 22) betont. Dass diese in der UN-BRK formulierten Richtlinien jedoch noch lange nicht überall umgesetzt wurden, machen auch die Erfahrungen von Luisa L’Audace deutlich. Sie beschreibt, nachdem sie nach einem Aufenthalt in einer Klinik mit vierzehn endlich einen Rollstuhl bekam, welche Erleichterung das war, aber auch welche Auswirkungen das hatte:

„Zum ersten Mal konnte ich den Himmel sehen, während ich mich fortbewegte, mich auf Gespräche fokussieren, ohne die ständige Angst im Nacken, ich könnte stürzen. Doch mit dem Rollstuhl war nicht von heute auf morgen alles gut, denn durch ihn wuchs auch die Ablehnung, die mir entgegenschlug. Kaum bewegte ich mich abseits des Klinikgeländes, bestimmte von nun an nicht mehr nur ich, welchen Laden, welches Kino oder auch welche Verwandten ich zu Hause besuchen wollte. Es bestimmte ab jetzt immer die Barrierefreiheit mit, oder viel eher gesagt: die fehlende Barrierefreiheit.“ (L’Audace 2022: 27)

Hier wird noch einmal deutlich, dass Personen, die einen Rollstuhl nutzen, der als Hilfsmittel die Mobilität erleichtert, trotzdem auch mit diesem Hilfsmittel ausgeschlossen sind, an gesellschaftlichen Aktivitäten teilzunehmen. Da Behinderungen sehr verschieden sind, sind behinderte Menschen auch von unterschiedlichen Barrieren betroffen. So können zum Beispiel Websites, Dokumente, Orte und Räume mit hohen Reizen, wie Lautstärke oder Lichtern; verschiedenste Formen der Kommunikation, wegen fehlender Übersetzung in Gebärdensprache oder Leichte Sprache u.v.m. Barrieren darstellen (Schöne 2022: 30).

Wie schon in Formulierungen des sozialen Modells von Behinderung (3.3) geht es auch in der Analyse von Ableismus darum, nicht nur zu untersuchen, wie mit bestimmten die Teilhabe verhindernden sozialen Barrieren umgegangen werden soll, sondern die dahinterliegenden gesellschaftlichen Strukturen und ideologischen Denkmuster zu problematisieren.

Die hier beschriebenen Erfahrungen, die behinderte Menschen im Alltag erleben, werden auch als Alltagsableismus bezeichnet. Dem zugrunde liegen jedoch die gesellschaftlichen Zuschreibungen und Normalitätsvorstellungen eines fähigen, autonomen Individuums. Auch die Kritik an Ableismus problematisiert die zuvor beschriebene Zuschreibung von Behinderung als ‚Leid‘ und ‚schlimmes Schicksal‘. Die beschriebene beschönigende Seite dieser Denkweise wird auch als ‚Inspiration Porn‘⁸ bezeichnet, bei welchem „Nichtbehinderte [...] behinderte Menschen, denen es vermeintlich schlechter als ihnen geht [bewundern], ohne zu hinterfragen, ob dies auch wirklich der Fall ist. Durch das vermeintliche Leid, das behinderte Menschen angeblich in ihrem ganzen Leben erfahren, werten sie ihre eigene Person auf.“ (Schöne 2022: 48) Auch Aukongo verwendet diesen Begriff in ihrem Gedicht, indem sie sagt, internalisierter Ableismus oder in ihren Worten inhalierte Behindertenfeindlichkeit heißt, „[d]ass ich die Lüge nähre, mein Leben als pathetisch und held_innenhaft für dich sprachlich auszumalen, weil es in dieser Welt fast ‚Magie‘ ist, unter diesen Umständen zu leben und du dich darin aalst #InspirationalPorn“ (Aukongo 2020: 158). Sie veranschaulicht damit noch einmal die Dimension, dass, wie zuvor von Schöne beschrieben, diese Zuschreibung von behinderten Personen als ‚Held_innen‘ und ‚inspirierend‘ auch dazu dienen, das Selbstverständnis nichtbehinderter Personen aufzuwerten.

Rebecca Maskos stellt in ihrem Aufsatz *Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft* (2010) heraus, dass es eigentlich keinen Grund gebe „warum behinderte Menschen nicht genauso bürgerliche Individuen sein können wie Menschen, die als nicht behindert gelten – und sie sind es auch“ (Maskos 2010: o. S.). Sie sind rechtlich gleichgestellt, mit ausreichenden Ressourcen und barrierenüberbrückenden Hilfsmitteln oder Persönlicher Assistenz könnten sie vieles tun, was auch nichtbehinderte Bürger_innen tun.

„Trotzdem sind die meisten behinderten Menschen von so etwas wie einer selbstverständlichen Inklusion in die Gesellschaft weit entfernt. Mehr noch: Egal wie

⁸ Der Begriff ‚Inspiration Porn‘ wurde von der australischen Behindertenrechtsaktivistin Stella Young in ihrem TED-Talk *I'm not your inspiration, thank you very much* im Jahr 2014 geprägt (Schöne 2022: 47f).

sehr sie an ihr teilhaben, für die bürgerliche Welt bleiben sie Projektionsfläche für Ängste vor Abhängigkeit und Verlust von Souveränität. Sie sind nicht nur die nicht-normative Folie, vor deren Hintergrund sich das als nichtbehindert verstehende Subjekt seiner prekären Normalität stets neu versichern kann. Sie gelten auch als Symbol für eine Verunmöglichung des Mitmachens in der Konkurrenz der bürgerlichen Welt.“ (Maskos 2010: o. S.).

Das heißt aus diesen Ängsten vor Abhängigkeit und Souveränitätsverlust entstehen die beschriebenen Zuschreibungen. Diese können sich in ebenjenen Alltagssituationen ausdrücken, ihnen liegt jedoch eine Ideologie zugrunde, die in der kapitalistischen Gesellschaft behinderten Menschen ihren Wert abspricht. Wie grausam sich diese Ideologie zuspitzen kann, behinderte Menschen als ‚unwertes Leben‘ massenhaft zu ermorden, hat sich in der Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus gezeigt (siehe Kapitel 2.1). Auch heutzutage findet sich diese Ideologie im Umgang mit behinderten Menschen, zum Beispiel ermordete eine Pflegerin am 28.04.2021 vier Menschen⁹, in einem Wohnhaus für Menschen mit Behinderung in Potsdam in Deutschland mit dem Motiv, diese zu ‚erlösen‘ (Schwarz 2022: o. S.) oder wurden während der Covid-19-Pandemie diskutiert, wie schützenswert die sogenannte Risikogruppe ist, zu der auch viele Menschen mit Behinderung zählten (Schwarz 2022: o. S.). Diese Beispiele zeigen auf, „[d]ass sich Menschen mit Behinderung immer noch gegen Ableismus behaupten und um ihre buchstäbliche Existenz kämpfen müssen“ (Kollodzieyski 2020: 11).

Durch die Kämpfe von behinderten Menschen wurde und wird auf diese ableistischen Strukturen und Denkformen immer wieder aufmerksam gemacht und Teilhabemöglichkeiten erkämpft. Trotzdem sind Menschen mit Behinderung in vielen Bereichen der Gesellschaft nicht oder nur sehr wenig repräsentiert und werden oft auch in Bereichen oder Räumen, die sich damit schmücken, ‚divers‘ zu sein, nicht wirklich mitgedacht oder an den an nichtbehinderten Menschen ausgerichteten Strukturen etwas geändert. Für Lahya Aukongo heißt das,

„[d]ass ich so viele Fragen habe

Diese ewigen Fragen, ob es nicht nur theoretisches Wissen ist, was sie hervorbeten, ob sie nur halb-halbherzige Orte schaffen und doch wieder nur haushohe Barrieren bauen

⁹ Die Namen der getöteten Personen sind: Martina W., Christian S., Lucille H. und Andreas K. (Schwarz 2022: o. S.). Zudem widmet sich unter dem Namen #AbleismusTötet ein Rechercheprojekt der Gewalt an Menschen mit Behinderung. (ableismus.de).

und am Ende Herzensempfänge ausrichten, die nur sich selbst feiern
Denn wer sollte für uns irgendwas ehrlich, konsequent bis zum Ende tun?
Warum denn auch?“ (Aukongo 2020: 159).

Das heißt Aukongo – und viele andere Personen mit Behinderung – ist sich der Ausgrenzungen, Zuschreibungen und alltäglichen Barrieren schmerzhaft bewusst und wird immer wieder mit ihnen konfrontiert. In diesen Sätzen schwingt auch Wut gegenüber Orten, Gruppen und Menschen mit, die vermeintlich inklusiv sind, dies jedoch eher für ihr eigenes Image und dafür tun, um sich selbst aufzuwerten.

Die geschilderten Erfahrungen machen also deutlich, wie tief die Bilder über Behinderung und die Ausgrenzungen behinderter Menschen in der Sprache, im alltäglichen Umgang, in Orten verankert sind. Die Problematisierung von Ableismus ermöglicht, die diesen Ausschlüssen zugrundeliegenden gesellschaftlichen Denkformen und strukturellen Verhältnisse offenzulegen.

In einem abschließenden Fazit werde ich nun die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zusammenfassend darstellen. Mit einem Ausblick werde ich zudem auf mögliche Ansätze der Erweiterung der Thematik eingehen.

6. Fazit und Ausblick

In der vorliegenden Arbeit mit dem Titel „Behinderung und gesellschaftliche Zuschreibungen. Ein ableismuskritischer Beitrag im Rahmen der deutschsprachigen Disability Studies“ habe ich Erfahrungen, die behinderte Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen erleben, untersucht. Anhand der Forschungsfrage „Welche Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen erleben behinderte Menschen und wie lassen sich diese Zuschreibungen gesellschaftstheoretisch als ableistisch einordnen und kritisieren?“ arbeitete ich mithilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2010) heraus, welche Erfahrungen gesellschaftlicher Zuschreibungen Personen mit Behinderung erleben. Mit der Theoretisierung von Ableismus habe ich einen im deutschsprachigen Raum noch weitgehend unbekannten Zugang vorgestellt und diesen für die gesellschaftstheoretische Einordnung und Interpretation der herausgearbeiteten Zuschreibungen angewendet. Damit habe ich begonnen, eine Forschungslücke innerhalb der deutschsprachigen Disability Studies zu schließen.

Für die Beantwortung der dieser Arbeit zugrundeliegenden Fragestellung war es zunächst notwendig, Begrifflichkeiten und historische Hintergründe zu erläutern, da die

gesellschaftlichen Umgangsweisen mit Behinderung und behinderten Menschen immer als historisch gewachsen einzuordnen sind. Um die Erfahrungen von behinderten Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen herauszuarbeiten, war es daher zuerst wichtig, die Spezifik der heutigen gesellschaftlichen Umgangsformen und deren Entwicklung aufzuzeigen. Für die Problematisierung von Ableismus war es von Bedeutung, anhand des Aufzeigens historischer Ausgrenzungsprozesse, insbesondere der grausamen Verbrechen an behinderten Menschen während der NS-Zeit, das Bewusstsein dafür zu schaffen, dass die Ideologie zu Abwertung und Feindlichkeit gegenüber Menschen mit Behinderung führen kann, die in einem Massenmord an behinderten Menschen gemündet hat. Diese Reflexion und Bewusstmachung war insofern wichtig zu skizzieren, da sich bestimmte ideologische Denkmuster auch heute noch in abwertenden Handlungen und Zuschreibungen, die Menschen mit Behinderungen erfahren, forttragen und in ableistischen Denkformen zu finden sind.

Da ich mich in der Analyse der Erfahrungen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen, die Personen mit Behinderung erleben, auf den deutschsprachigen Raum fokussiert und mich mit der vorliegenden Arbeit in den deutschsprachigen Disability Studies verortet habe, war es zudem notwendig, deren Theoretisierungen in Bezug auf Behinderung vorzustellen. Grundlage für die in der Inhaltsanalyse herausgearbeiteten erfahrenen Zuschreibungen und der ableismuskritischen Interpretation dieser, waren hier die von den Disability Studies entwickelten Modelle von Behinderung, und zwar das soziale und das kulturelle Modell. Mit der Entwicklung der verschiedenen Modelle von Behinderung ging ein Paradigmenwechsel einher, da das soziale und das kulturelle Modell von Behinderung die historische und soziokulturelle Gewordenheit in Bezug auf den Umgang mit (Nicht-)Behinderung herausstellen und diese nicht medizinisch und individualisierend verstehen.

In der vorliegenden Arbeit ging es darum, die Erfahrungen, die behinderte Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen erleben, sichtbar zu machen. Um diese jedoch nicht als rein individuelle Erfahrungen zu begreifen, war es mir ein Anliegen, diese Zuschreibungen als in der Gesellschaft verankert zu betrachten. Für die Interpretation und gesellschaftstheoretische Einordnung der aus der qualitativen Inhaltsanalyse der autobiographischen Texte von Lahya Aukongo (2020), Luisa L'Audace (2022) und Marie Minkov (2021; 2022) hervorgegangenen Themen, habe ich mich auf die deutschsprachigen Publikationen zu Ableismus bezogen. Dies waren hauptsächlich die Texte von Rebecca Maskos (2010; 2015), Andrea Schöne (2022), von Tobias Buchner, Lisa Pfahl und Boris Traue (2015) sowie von Tanja Kollodzieyski (2020). Nach diesen Autor_innen ließ sich Ableismus als Diskriminierungsform und in gesellschaftliche

Verhältnisse eingebettete Denkform, die vor allem Menschen mit Behinderung betrifft, begreifen. Ableismus beruht darauf, anhand von gesellschaftlichen Normen und Annahmen über Fähigkeiten, das eigene Selbst in Relation zu einem ‚Anderen‘ zu setzen und dieses abzuwerten. Gesellschaftlich eingebettet sind die Fähigkeitsideale und Körpernormen in dem Sinn, dass sie in Form einer gesellschaftlichen Konstruktion von Normalität im Grunde alle Menschen betreffen, behinderte Menschen diesen jedoch in besonderem Maße ausgesetzt sind. Sie drücken sich in stereotypen Bildern über Menschen mit Behinderung aus, wer als ‚gesund‘ oder ‚krank‘ gilt, in leistungsorientierten Ansprüchen, in Urteilen und Annahmen über ein (Nicht-)Können, die eventuell nicht stimmen, oder im Nicht-Mitdenken und Ausschließen, durch Teilhabe-verwehrenden Strukturen und Umgangsformen. Um die in der kapitalistischen, neoliberalen Gesellschaft geforderte Autonomie eines fähigen Subjekts zu aufrechtzuerhalten und gleichzeitig Abhängigkeit und Verletzlichkeit zu leugnen, werden behinderte Menschen abgewertet und ausgegrenzt. In Form einer Ableismuskritik verwendete ich diese Theoretisierungen, um die den Zuschreibungen zugrundeliegenden ausgrenzenden Mechanismen zu analysieren.

Mit einer qualitativen Inhaltsanalyse autobiographischer Texte dreier Personen mit Behinderung beforschte ich deren Erfahrungen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen, die ich in fünf Themenfelder ordnete und ableismuskritisch interpretierte. Im ersten der fünf Themen ging es um die Zuschreibung, ‚anders‘ zu sein und, um das eigene Erleben der drei Personen mit dieser gesellschaftlichen Zuschreibung. Hier konnte mit der Stigmatheorie von Erving Goffman (1967) das Erleben von Stigmatisierung und deren Auswirkung auf die Identität behinderter Personen, als Eingebundenheit dieser Zuschreibung in eine gesellschaftliche Konstruktion von ‚Normalität‘ und ‚Abweichung‘ interpretiert werden. Die gesellschaftlichen Mechanismen, die dieser Zuschreibung zugrunde liegen, ließen sich dahingehend als ableistisch beschreiben, als dass Ableismus darauf beruht, dass sich ein (nichtbehindertes) Selbst ins Verhältnis zu ‚Anderen‘ setzt und dieses als ‚anders‘ bezeichnet und abwertet, um gleichzeitig das eigene Selbst aufzuwerten. Die verinnerlichte Zuschreibung, ‚anders‘ zu sein, konnte als internalisierter Ableismus identifiziert werden, der sich darin ausdrückt, dass die durch Sozialisation in einer Gesellschaft, in der ableistische Zuschreibungen vorherrschen, auch behinderte Personen diese Annahmen über behinderte Menschen verinnerlichen und gegen sich selbst richten.

In einem zweiten Themenfeld arbeitete ich die Erfahrung mit gesellschaftlichen Normen und die Anforderung ‚normal‘ zu sein, heraus. Diese Erfahrung wurde von den Autorinnen der

autobiographischen Texte als Anforderungen seitens der Gesellschaft beschrieben, die an sie herangetragen werden, um bestimmten Standards, die als ‚normal‘ gelten, genügen zu müssen. Außerdem ging es um das Bewusstsein über vorherrschende Normen, die nicht erfüllt werden können oder deren Erfüllung vom gesellschaftlichen Umfeld von vornherein abgeschrieben wird. Dieses Abschreiben und Bewerten bestimmter Fähigkeiten und Körper, die den gesellschaftlichen Normen nicht gerecht werden können oder diese nicht ausreichend erfüllen, konnte hier als ableistisch interpretiert werden. Hierbei wird das Nichterfüllen der gesellschaftlichen Normen auf die ganze Person bezogen und innerhalb der normierenden gesellschaftlichen Verhältnisse als abweichend von der ‚Normalität‘ eingeordnet.

Das dritte Themenfeld zeigte die in den autobiographischen Texten geschilderte Erfahrung mit der Zuschreibung des ‚Nicht-Könnens‘ und der gesellschaftlichen Forderung nach Leistung(sfähigkeit) auf. Den Reflexionen der Autorinnen konnte entnommen werden, wie behinderte Menschen von der nichtbehinderten Dominanzgesellschaft meist an leistungsorientierten Standards gemessen werden, die Behinderung durch Leistung als ‚überwindbar‘ betrachten. In der Schilderung von Erfahrungen des Vergleichens mit anderen, der Forderung danach, eigenverantwortlich dafür zu sorgen, den Leistungsidealen gerecht zu werden, oder der Verinnerlichung des ‚Nicht-Könnens‘ in der Form, dass sich Personen weniger zutrauen, zeigte sich das ableistische Muster dieser gesellschaftlichen Forderung. Die diesen Fähigkeitsidealen zugrundeliegenden Mechanismen, die bestimmte Fähigkeiten aufwerten und die vermeintlich weniger fähigen ‚Anderen‘ abwerten, problematisierte ich als ableistisch.

Die vierte, aus der Inhaltsanalyse hervorgegangene Thematik wandte sich den Erfahrungen mit dem Narrativ von ‚Heilung‘ und der Forderung nach Anpassung zu. Diese erlebten die drei Personen in Form von bewertenden und einordnenden Blicken und Aussagen, die sich an ihre Körper richten. Mit der Theoretisierung des medizinischen Blicks von Michel Foucault (1973) konnte hier die Verbindung von Wissen und Macht festgestellt werden, welche sich in diesem diagnostizierenden und objektifizierenden Blick, der zwischen verschiedenen Körpern unterscheidet und diese bewertet, ausdrückt. So konnten außerdem die konkreten Erfahrungen von Pathologisierungen, die sich an einem nichtbehinderten Ideal eines autonomen Subjekts messen und sich in der Form ausdrücken, den behinderten Körper zu ‚heilen‘ und so an dieses Ideal anzupassen, und abzuwerten, was sich nicht anpassen und diesen Standards nicht gerecht werden kann, als ableistisch interpretiert werden.

Das fünfte und letzte Thema beleuchtete die Erfahrungen mit stereotypen Bildern über Behinderung, abwertenden Begriffen und Barrieren, die die drei Autorinnen der autobiographischen Texte erleben. Neben gewaltvollen und diskriminierenden Begriffen und Bezeichnungen stellten dies Erlebnisse dar, dass ihnen entweder mit Mitleid oder einer übersteigerten Bewunderung für Handlungen, die für die drei Personen Selbstverständlichkeiten waren, begegnet wird. Außerdem schilderten sie Ausschlüsse und verhinderte Teilhabemöglichkeiten aufgrund vielfältiger Barrieren. In Bezug auf die stereotypisierenden Bilder und Bezeichnungen, stellte ich fest, dass diesen Zuschreibungen ein Bild von Behinderung zugrunde liegt, welches Behinderung mit ‚Leiden‘, Krankheit und einem ‚tragischen Schicksal‘ assoziiert und dem Ideal eines autonomen, ‚gesunden‘ Individuums gegenüberstellt. Mit einer ableismuskritischen Sicht konnte ich aufzeigen, dass die beschriebenen Zuschreibungen aus der Angst vor Abhängigkeit und dem Verlust von Souveränität entstehen, mit denen das Individuum in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft konfrontiert ist. Hier stellte ich dar, dass diese sich in Form von Alltagsableismus ausdrücken können, diesen Zuschreibungen jedoch ideologische Annahmen zugrunde liegen, die behinderte Menschen abwerten und ihnen ihren Subjektstatus absprechen.

Mit der qualitativen Inhaltsanalyse autobiographischer Texte konnte ich also darstellen, welche konkreten Erfahrungen behinderte Personen mit gesellschaftlichen Zuschreibungen erleben und welche Auswirkungen diese auf das eigene Empfinden haben. Da ich mich mit der vorliegenden Arbeit in den deutschsprachigen Disability Studies verorte, war dieser empirische Teil, in welchem Personen mit Behinderung selbst zu Wort kommen, und über ihre persönlichen Erfahrungen berichten und reflektieren, essenziell. Durch ihre verdichtete Form stellten die autobiographischen Texte schon eigene Reflexionen und Interpretationen über Erfahrungen, bereit, die es mir ermöglichten, diese in einen gesellschaftstheoretischen Kontext zu setzen. Für die Kontextualisierung bezog ich mich auf die in den Erfahrungen geschilderten gesellschaftlichen Zuschreibungen und problematisierte diese als Ableismus. Dadurch war es mir möglich, die den Zuschreibungen zugrundeliegenden Mechanismen und Denkmuster offenzulegen und diese als in der Gesellschaft strukturell und ideologisch verankert zu verstehen. Ableismuskritik bietet also die Möglichkeit, alltägliche Zuschreibungen, Diskriminierungen und Bewertungen, die behinderte Menschen erleben zu analysieren, jedoch auch die tief in die Gesellschaft eingelagerten Verhältnisse, Normen und Ideale zu hinterfragen, die sich auch in sehr gewaltvoller Form gegen Menschen mit Behinderung richten können und Ausschlüsse hervorbringen.

In der Analyse der Erfahrungen wurde deutlich, welche Auswirkungen gesellschaftliche Verhältnisse auf die Entwicklung und das Selbstempfinden behinderter Personen haben. Die Konstruktion einer gesellschaftlichen Normalität wurde dargestellt, welche zeigt, dass sich behinderte und nichtbehinderte Individuen den Normen, Idealen und Strukturen nicht entziehen können. Hier wurde ersichtlich, dass gesellschaftliche Zwänge, wie jener, die eigene Arbeitskraft verkaufen und körperlichen Idealen gerecht werden zu müssen, existenzielle Ängste auslösen können, die in projektiven Abwertungen, von Personen die als ‚anders‘ wahrgenommen werden, münden und gewaltvolle Auswirkungen zur Folge haben können. Ableistische Strukturen und Denkmuster beruhen auf herrschaftlichen Verhältnissen, die (nicht-)behinderte Individuen und Körper in eine soziale Ordnung zwingen, der sich angepasst und gefolgt werden muss und die sich so in die individuellen Biographien und Erfahrungen einschreibt. Die gesellschaftlichen Normen betreffen behinderte Menschen und auch andere marginalisierte Gruppen in besonderem Maße. Ableismus ist jedoch als gesamtgesellschaftliches Problem aufzufassen. Für die Thematisierung und die Verbesserung von Lebensbedingungen sind die widerständigen Kämpfe behinderter Aktivist_innen maßgeblich. Es kann jedoch nicht allein die Aufgabe von negativ betroffenen Personen sein, auf die Ausschlüsse, Diskriminierung und verwehrte Teilhabe hinzuweisen, sondern die der ganzen Gesellschaft. Es bedarf also der stetigen Reflexion, auch des eigenen Denkens, um den Ausschlüssen behinderter Menschen aus der Gesellschaft entgegenzutreten, um die Teilhabe aller Menschen zu ermöglichen und Strukturen für eine freie Entfaltung aller, zu schaffen.

In dieser Arbeit habe ich keine Analyse intersektionaler Verhältnisse und sich überschneidender Diskriminierungsformen vorgenommen. Dies liegt einerseits an den in den autobiographischen Texten aufgekommenen Themen, bei denen es hauptsächlich um Erfahrungen, die sie als behinderte Personen machen, geht. Es wurden von den drei Autorinnen demnach vornehmlich ableistische Zuschreibungen geschildert und keine Erfahrungen mit patriarchalen, heterosexistischen und rassistischen Diskriminierungen und Verhältnissen, die sie höchstwahrscheinlich auch erfahren. Da die autobiographischen Texte jedoch meine Primärquellen darstellten, orientierte ich mich auch in der Analyse und Einbettung an den in diesen Texten geschilderten Erfahrungen und deren Reflexionen. Andererseits war es mir zudem ein wichtiges Anliegen, speziell die Diskriminierungsform Ableismus und die gesellschaftlichen Verhältnisse, mit denen Menschen mit Behinderung in besonderem Ausmaß konfrontiert sind, aufzuzeigen. Erstens wird Behinderung und Ableismus in Theoretisierungen

zur Intersektionalität von Verhältnissen und Diskriminierungen bisher kaum thematisiert, da diese sich häufig vornehmlich mit der Analyse der Überschneidung von rassistischen, patriarchalen und klassistischen Verhältnissen auseinandersetzen. Zweitens ging es mir darum, herauszustellen, dass Ableismus, wie auch andere Diskriminierungs- und Ausgrenzungsformen, in die Gesellschaft eingelagert und als gesamtgesellschaftliches Problem wirkmächtig ist und daher in die Problematisierung von und der Kritik an Herrschaftsverhältnissen mit einbezogen werden muss.

In der vorliegenden Arbeit ging es einerseits in der Analyse von Erfahrungen um eine individuelle Ebene und andererseits um eine gesellschaftliche Ebene, indem die erfahrenen Zuschreibungen als ableistisch interpretiert und gesellschaftstheoretisch eingeordnet wurden. In weiteren Forschungen könnten beide Ebenen weiter vertieft betrachtet und analysiert werden. Mit einem subjekttheoretischen Zugang könnte beleuchtet werden, wie sich ein behindertes Subjekt in der Gesellschaft konstituiert und herausgearbeitet werden, wie individuelle und kollektive Umgangsweisen von Menschen mit Behinderung aussehen, mit der Marginalisierung und Abwertung umzugehen. Hier könnte die kritische Psychologie ein möglicher Ansatzpunkt sein, die sich mit der Handlungsfähigkeit von Subjekten innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse auseinandersetzt (Markard 2019; 2020).

Außerdem könnte eine psychoanalytische Herangehensweise die Auswirkungen ableistischer Denkweisen und Strukturen auf behinderte Individuen untersuchen. Die Frage, was die Verinnerlichung gesellschaftlicher Normen und Fähigkeitsideale mit der Psyche von Personen mit Behinderung macht, könnte erklären, wie wirkmächtig Ableismus ist. Zudem könnte analysiert werden, welche psychischen Mechanismen der Abwertung behinderter Menschen zugrunde liegen. Die in dieser Arbeit schon herausgearbeiteten Mechanismen wie die Angst vor Abhängigkeit, Verletzlichkeit und Verlust von Autonomie könnten mit einer psychoanalytischen Betrachtung erweitert werden. Hier könnte vertieft werden, wie Ängste und Ohnmachtsgefühle innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft nicht als solche wahrgenommen und reflektiert werden (dürfen), sondern sich in der Abwertung behinderter Menschen ausdrückt, um das eigene Selbst zu erhöhen. Ein Zugang wäre hier zum Beispiel der der US-amerikanischen feministischen Psychoanalytikerin Jessica Benjamin, die sich in Bezug auf männliche Herrschaft in einer psychoanalytischen intersubjektiven Herangehensweise mit dem Verhältnis von Autonomie und Abhängigkeit auseinandergesetzt hat. Sie hat herausgearbeitet, wie mit der modernen, kapitalistischen und männlichen Einhegung alles Menschlichen unter das Diktum von Rationalität und Verwertbarkeit ein Abwehrvorgang im Subjekt hervorgeht;

Unbewusstes und Bewusstes, Abhängigkeiten und gegenseitige Anerkennung werden voneinander abgespalten. Es entstehen Abwehrvorgänge, vor allem in den Bestrebungen des Menschen nach vermeintlicher Autonomie und Selbstbestimmung; männliche Suprematieansprüche, Identifikationen mit dem Ich und Abgrenzung von einem ‚Anderen‘. Für die Beantwortung dieser Problemstellung analysiert sie die intersubjektive Anerkennung der_des Anderen, durch die Frage nach Geschlechterverhältnissen und Macht. Dabei interessiert sie nicht nur die Bedingungen für diese, sondern vor allem auch das Scheitern und die Aspekte, welche die gegenseitige Anerkennung verhindern und Herrschaft und Unterwerfung bedingen. (Benjamin 1993; 2002) Diese Analyse könnte auch für die Untersuchung der durch Leugnung von Abhängigkeit und Verletzlichkeit entstehenden Abwertung behinderter Personen einen wichtigen Ansatzpunkt bieten.

Da Ableismus als Begriff – und auch seine theoretische Kritik im deutschsprachigen Raum – noch nicht weit herausgearbeitet ist, sondern bisher hauptsächlich von behinderten Aktivist_innen verwendet wird, könnte in diesem Zusammenhang auch das in der vorliegenden Arbeit thematisierte Ideal eines autonomen, fähigen Individuums noch weiter vertieft werden. Ansätze dafür bietet zum Beispiel die deutsche feministische Theoretikerin Hanna Meißner. In ihrem Buch *Jenseits des autonomen Subjekts* (Meißner 2010) untersucht sie anhand von Werken Judith Butlers, Michel Foucaults und Karl Marx‘ wie Autonomie als Verleugnung von Abhängigkeit subjektive Handlungsfähigkeit bedingt. In dem Text *Studies in Ableism – Für ein Vorstellungsvermögen jenseits des individuellen autonomen Subjekts* entwirft sie eine „Ontologie konstitutiver Angewiesenheit“ (Meißner 2015). Mit der Kritik an Ableismus als „grundlegenden Infragestellung der Normalität einer individualisierten Zurechnung von Fähigkeiten“ (Meißner 2015: o. S.) stellt sie sich darin die Frage, wie ein Gegenentwurf zu einer auf Unverletzbarkeit, Individualität und Autonomie beruhende Subjektivität aussehen könnte und schlägt vor, Verletzbarkeit und Angewiesenheit als bestimmend für eine ‚neue‘ Form der Subjektivität zu begreifen (Meißner 2015: o. S.).

Mit der Bezeichnung von nichtbehinderten Menschen als „temporarily or momentarily able-bodied“ (Zola, 1993: 171) gibt es schon wissenschaftliche Texte, die „die immer bestehende Potenzialität, eine Beeinträchtigung zu erwerben oder chronisch zu erkranken“ (Hirschberg, Valentin, 2020: 91) in Form von einer alle Menschen betreffenden Verletzlichkeit betrachten. Simon Ledger, ein deutscher Medienwissenschaftler und Soziologe, geht in eine ähnliche Richtung und schlägt, ausgehend von einer Kritik an Wertabspaltung und in Bezugnahme auf feministische Ausarbeitungen zu Care-Arbeit und Fürsorge, eine Utopie der Verletzlichkeit vor

und bezieht sich darin ausdrücklich auf die Disability Studies (Ledder 2021). Eine Utopie stelle seine Überlegung insofern dar, da Verletzlichkeit innerhalb der kapitalistischen Logik der Autonomie des Subjekts entgegengestellt werde und es daher so lange eine Utopie sei, „bis Verletzlichkeit als gesellschaftlicher Effekt ernstgenommen und zum Ausgangspunkt politischer Entscheidungen wird“ (Ledder 2021: 6).

Abschließend lässt sich durch die Analyse von Erfahrungen von Personen mit Behinderung festhalten, dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, welche Ableismus hervorbringen, ideologische Denkformen über Fähigkeiten, Konstruktionen einer hegemonialen Normalität, Ausgrenzung, Macht- und Herrschaftsverhältnisse, verwehrte Teilhabe und Gewalt beinhalten, die behinderte Menschen als die ‚Anderen‘ kategorisieren, ausschließen, und abwerten. Viele der ableistischen Zuschreibungen passieren nicht als bewusste Diskriminierung, sondern sind eingewoben in die Komplexität gesellschaftlicher ideologischer Verhältnisse. Dies rechtfertigt jedoch niemals die Diskriminierung und Ausgrenzung von behinderten Menschen. Daher braucht es eine stetige Reflexion über sich selbst und über die Gesellschaft, um dem entgegenzuwirken und damit ein Zustand erreicht werden kann, in dem es um das Wohl, das Zusammenleben und die bedingungslose Teilhabe aller Menschen geht.

Literaturverzeichnis

Ableismus.de (o.J.): <https://ableismus.de/toetet/de> [25.08.2023].

Aukongo, Lahya (2020): Gedicht zur inhalierten Behindertenfeindlichkeit. In: Lüthi Eliah (Hrsg_in): *beHindert & verRückt. Worte_Gebärden_Bilder finden*. Münster: edition assemblage, 153-159.

Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli (2001): *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Benjamin, Jessica; übers. von Hölscher, Irmgard: (2002): *Der Schatten des Anderen. Intersubjektivität, Gender, Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld [Orig. (1998): *The Shadow of the Other: Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis*. New York: Routledge].

Benjamin, Jessica; übers. von Lindquist, Nils Thomas; Müller, Diana (1993): *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer [Orig. (1988): *The Bonds of Love: Psychoanalysis, Feminism and the Problem of Domination*. New York: Pantheon Books].

Bertilsdotter Rosqvist, Hanna; Chown, Nick; Stenning, Anna (eds.) (2020): *Neurodiversity Studies: A New Critical Paradigm*. London, New York: Routledge.

Biermann, Julia; Powell, Justin J.W W. (2022): *Internationale Disability Studies*. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): *Handbuch Disability Studies*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 19-34.

Boatecă, Manuela; Lamnek, Siegfried (2004): *Genese und Internalisierung von Stigmatisierungsprozessen. Zum Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen und (Selbst-) Definition*. In: Forster, Rudolf (Hrsg.): *Soziologie im Kontext von Behinderung. Theoriebildung, Theorieansätze und singuläre Phänomene*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 158-174.

Brehme, David; Fuchs, Petra; Köbsell, Swantje; Wesselmann, Carla (2020): *Einleitung: Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung. Disability Studies im deutschsprachigen Raum*. In: Dieselben (Hrsg._innen): *Disability Studies im deutschsprachigen Raum*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 9-21.

Bruner, Claudia Franziska (2000): *Die Herstellung von Behinderung und Geschlecht – Sozialisations- und Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen mit (Körper-) Behinderungen*. In: *Gemeinsam Leben – Zeitschrift für integrative Erziehung* Nr. 2-00. <http://bidok.uibk.ac.at/library/gl2-00-geschlecht.html> [29.06.2023].

- Buchner, Tobias; Pfahl, Lisa; Traue, Boris (2015): Zur Kritik der Fähigkeiten: Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen: <http://bidok.uibk.ac.at/library/inkl-01-15-buchner-ableism.html> [30.06.2023].
- Campbell, Fiona K. (2008): Exploring internalised Ableism using critical race theory. In: *Disability and Society*, 23 (2): 151-162.
- Campbell, Fiona K. (2009): *Contours of Ableism*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Castro Varela, María do Mar; Mecheril, Paul (2016): Die Dämonisierung der Anderen. Einleitende Bemerkungen. In: Dies. (Hrsg._innen.): *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*. Bielefeld: transcript, 7-20.
- Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Cloerkes, Günther (2000): Die Stigma-Identitäts-These: <http://bidok.uibk.ac.at/library/g13-00-stigma.html> [20.06.2023].
- Dannenbeck, Clemens (2007): Paradigmenwechsel Disability Studies? Für eine kulturwissenschaftliche Wende im Blick auf die Soziale Arbeit mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen. In: Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (Hrsg._innen): *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. Bielefeld: transcript, 103-125.
- Davis, Lennard J. (2002): *Bending over backwards. Disability, dismodernism, and other difficult positions*. New York University Press.
- Dederich, Markus (2007): *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*. Bielefeld: transcript.
- Dederich, Markus; Greving, Heinrich; Mürner, Christian; Rödler, Peter (Hrsg.) (2009): *Heilpädagogik als Kulturwissenschaft. Menschen zwischen Medizin und Ökonomie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Degener, Theresia (1995): Was könnten Netzwerke behinderter Frauen für die feministische Theoriebildung bewirken? In: *die randschau. Zeitschrift für Behindertenpolitik*, Nr. 3/1995, 39-40.
- Der Krüppel (1932): *Mitteilungsblatt der ersten österreichischen Krüppelarbeitsgemeinschaft (Vereinigung der Körperbehinderten Österreichs). Zeitschrift zur Wahrung der geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Krüppel Oesterreichs durch Geburt, Krankheit und Unfall ohne Rente*, 1932, Nummer 1-2.
- Die randschau (1986-1999): *Zeitschrift für Behindertenpolitik* <https://archiv-behindertenbewegung.org/zeitungen/die-randschau/> [20.07.2023].

- Evh-bochum.de (o. J.): <https://www.evh-bochum.de/hauptamtlich-lehrende.html?show=23> [27.06.2023].
- Forster, Robert; Schönwiese, Volker (Hrsg.) (1982): Behindertenalltag – Wie man behindert wird. Wien, München: Jugend & Volk.
- Foucault, Michel; übers. von: Köppen, Ulrich (2020): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Orig.: (1969): *L'archéologie du savoir*. Paris: Gallimard].
- Foucault, Michel; übers. von Seitter, Walter (2016): Überwachen und Strafen. die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Orig. (1975): *Surveiller et punir. La naissance de la prison*. Paris: Gallimard].
- Foucault, Michel; übers. von: Ansén, Reiner; Bischoff, Michael; Gonde, Hans-Dieter; Kocyba, Hermann (2005): Analytik der Macht. Hrsg. von Defer, Daniel; Ewald, Francois. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [Schriften aus den Jahren 1977-1984].
- Foucault, Michel; übers. von Bischoff, Michael; Gondek, Hans-Dieter; Kocyba, Hermann und Schröder, Jürgen (2003): Das Spiel des Michel Foucault. In: Defer, Daniel; Ewald, Francois (Hrsg.): Michel Foucault: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 391-429 [Aufsätze, Interviews und kleineren Beiträge aus den Jahren 1976-1979].
- Foucault, Michel; übers. von Raulff, Ulrich und Seitter, Walter (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Bd. 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [Orig. (1976): *Histoire de la sexualité*. Vol. 1. *La volonté de savoir*. Paris: Gallimard]
- Foucault, Michel; übers. von Kranz, Jutta; Metzger, Hans-Joachim; Raulff, Ulrich; Seitter, Walter und Wehr, Elke (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve [Beiträge, Vorlesungen und Interviews aus den Jahren 1976-1977].
- Foucault, Michel; übers. von Seitter, Walter (1973): Die Geburt der Klinik: eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München: Hanser [Orig. (1963): *Naissance de la clinique*. Paris: Presses Universitaires de France].
- Fuchs, Petra (2022): ‚Behinderung‘ – eine bewegte Geschichte. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer, 35-53.
- Garland-Thomson, Rosemary (2017): Integrating disability, transforming feminist theory. In: Davis, Lennard J. (ed.): The disability studies reader (5. edition), London: Routledge, 333–353.
- Goffman, Erving; übers. v. Haug, Frigga (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Orig.: (1963): *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*. Englewood Cliffs: Prentice Hall].

- Gugutzer, Robert; Schneider, Werner (2007): Der ‚behinderte‘ Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung. In: Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (Hrsg._innen): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript, 31-54.
- Haraway, Donna (2008): Situated Knowledges: The Science Question in feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Jaggar, Alison M. (ed.): Just Methods – An Interdisciplinary Feminist reader. Boulder & London: Paradigm Publishers, 346-352.
- Hirschberg, Marianne (2022): Modelle von Behinderung in den Disability Studies. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies, Wiesbaden: Springer, 93-108.
- Hirschberg, Marianne; Köbsell, Swantje (2017): Behindertenbewegung/en, Menschenrechte und die UN-Behindertenrechtskonvention. In: Gemeinsam Leben. Zeitschrift für Inklusion, Ausgabe 1, Weinheim, Grünwald: Beltz Juventa, 4-15.
- Hirschberg, Marianne; Valentin, Gesche (2020): Verletzbarkeit als menschliches Charakteristikum. In: Brehme, David; Fuchs, Petra; Köbsell, Swantje; Wesselmann, Carla (Hrsg._innen): Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 89-95.
- Huainigg, Franz Josef (1999) (Hrsg.): O du mein behinderndes Österreich. Zur Situation behinderter Menschen. Klagenfurt: Drava.
- Hughes, Bill; Paterson, Kevin (1997): The Social Model of Disability and the Disappearing Body. Towards a Sociology of Impairment. In: Disability & Society 12, 325-340.
- Karim, Sarah (2021): Arbeit und Behinderung. Praktiken der Subjektivierung in Werkstätten und Inklusionsbetrieben. Bielefeld: transcript.
- Karpa, Jonas (2019): Warum „Handicap“ das falsche Wort für Behinderung ist: <https://leidmedien.de/aktuelles/warum-handicap-das-falsche-wort-fuer-behinderung-ist/> [26.08.2023]
- Klein, Anne (2022): Gesellschaftskritik: Wie kritisch können, sollen oder müssen die Disability Studies sein? In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies, Wiesbaden: Springer, 471-484.
- Klinger, Cornelia (2009): Ungleichheiten in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Solga, Heike; Powell, Justin J.W.; Berger, Peter A. (Hrsg._innen): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt a.M.: Campus, 267-277.

- Köbsell, Swantje (2022): Entstehung und Varianten der deutschsprachigen Disability Studies. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies, Wiesbaden: Springer, 55-71.
- Köbsell, Swantje (1987): Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen. AG SPAK, Arbeitsgemeinschaft Sozialpolitischer Arbeitskreise.
- Kollodzieyski, Tanja (2020): Ableismus. Illustriert von SunayaART, Aufklärung und Kritik 527. Berlin: Sukultur.
- Krüppel-Zeitung (1979-1985): Zeitung von Krüppel für Krüppel <https://archiv-behindertenbewegung.org/zeitungen/kruempel-zeitung/> [20.07.2023].
- Lange, Katrin (2015): Eugenik. Geschichte und Gegenwart. Hamburg: disserta.
- L'Audace, Luisa (2022): Behindert und stolz. Warum meine Identität politisch ist und Ableismus uns alle etwas angeht. Hamburg: Eden Books.
- Ledder, Simon (2021). Für eine Utopie der Verletzlichkeit. Im Widerschein von Autonomie und Warenfetisch. In: Zeitschrift für Disability Studies Nr. 1/2021. Innsbruck: university press Ledder-Für eine Utopie der Verletzlichkeit (zds-online.org) [29.06.2023].
- Luftpumpe (1978-1986): Zeitung zur Emanzipation Behinderter und Nichtbehinderter <https://archiv-behindertenbewegung.org/zeitungen/luftpumpe/> [20.07.2023].
- Markard, Morus (2020): Kritische Psychologie. In: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hrsg._innen): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: Springer, 163-183.
- Markard, Morus (2019): Kritische Psychologie und ihr Verhältnis zur kritischen Theorie. In: Bittlingmayer, Uwe H.; Demirović, Alex; Freytag, Tatjana (Hrsg._innen): Handbuch Kritische Theorie. Wiesbaden: Springer, 479-505.
- Maskos, Rebecca (2022): Identität und Identitätspolitik: Welche Bedeutung haben sie für behinderte Menschen? In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies, Wiesbaden: Springer, 485-500.
- Maskos, Rebecca (2015): Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft <http://bidok.uibk.ac.at/library/inkl-02-15-maskos-kapitalismus.html> [26.06.2023].
- Maskos, Rebecca (2010): Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft <http://bidok.uibk.ac.at/library/maskos-ableism.html> [26.06.2023].
- Maskos, Rebecca (2004): Leben mit dem Stigma: Identitätsbildung körperbehinderter Menschen als Verarbeitung von idealisierenden und entwertenden Stereotypen,

- Diplomarbeit an der Universität Bremen, Studiengang Psychologie.
<http://bidok.uibk.ac.at/library/maskos-stigma-dipl.html#idm62> [27.06.2023]
- Maskos, Rebecca (o. J.): <https://rebecca-maskos.net> [26.06.2023].
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken (11., aktualisierte und überarb. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz. [1. Auflage 1982]
- Mcgee, Micki (2012): neurodiversity. Contexts (Berkeley, Calif.), 11(3), 12–13.
<https://doi.org/10.1177/1536504212456175>
- Meißner, Hanna (2015): Studies in Ableism – Für ein Vorstellungsvermögen jenseits des individuellen autonomen Subjekts. In: Zeitschrift für Inklusion, (2).
<https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/276>
 [28.06.2023].
- Meißner, Hanna (2014): Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx. Bielefeld: transcript.
- Minkov, Marie (2022): Der leere Hoffnungstank, Kolumne vom 04.10.2022. In: In: Missy Magazine. Magazin für Pop, Politik und Feminismus. <https://missy-magazine.de/blog/2022/10/04/der-leere-hoffnungstank/> [21.06.2023].
- Minkov, Marie (2021): In die Schranken weisen, Kolumne vom 29.11.2021. In: Missy Magazine. Magazin für Pop, Politik und Feminismus. <https://missy-magazine.de/blog/2021/11/29/in-die-schranken-weisen/> [21.06.2023].
- Mitchell, David T.; Snyder, Sharon L. (2012): Minority model: From liberal to neoliberal futures of disability. In: Watson, Nick; Roulstone, Alan; Thomas, Carol (eds.): Routledge Handbook of Disability Studies. London: Routledge, 42–50.
- Owunna, Mikael (2018): Lahya Aukongo – Eine radikal-liebende, queere femme of color. <https://www.boell.de/de/2018/07/11/lahya-aukongo-eine-queere-namibische-frau>
 [21.06.2023].
- Pieper, Marianne (2022): Disability Studies in der Migrationsgesellschaft. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer, 375-400.
- Raab, Heike (2007): Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (Hrsg._innen): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld: Bielefeld: transcript, 127-148.

- Raab, Heike; Ledder, Simon (2022): Gender & Queer Studies in den Disability Studies. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer, 357-374.
- Schenk, Britta-Marie (2020): Eugenik. In: Hartwig, Susanne (Hrsg.in): Behinderung. Wiesbaden, Berlin: J.B. Metzler, Springer, 70-73.
- Schiefer, Karin Maria (2010): Selbstbestimmt leben mit Persönlicher Assistenz <http://bidok.uibk.ac.at/library/schiefer-selbstbestimmt-dipl.html#idm673> [22.06.2023].
- Schöne, Andrea (2022): Behinderung und Ableismus. Münster: Unrast.
- Schönwiese, Volker (2020): Zur historischen und aktuellen Bewegungs-Dynamik der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. In: Brehme, David; Fuchs, Petra; Köbsell, Swantje; Wesselmann, Carla (Hrsg._innen): Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 182-188.
- Schwarz, Carolina (2022): Interview mit Raúl Krauthausen: „Die Morde sind kein Einzelfall“. In: taz <https://taz.de/Ral-Krauthausen-ueber-Morde-im-Oberlinhaus/!5847319/> [19.06.2023].
- Sierck, Udo; Radtke, Nati (1984): Die Wohltäter-Mafia. Vom Erbgesundheitsgericht zur Humangenetischen Beratung. Selbstverlag.
- Thumser, Miriam (2020): Die Löffeltheorie – eine Erklärung, warum man nicht mehr kann, auch wenn es nicht so aussieht. In: Rundumgedanken <https://rundumgedanken.de/loeffeltheorie/> [18.06.2023].
- UN-Behindertenrechtskonvention – Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, Präambel 5, in Kraft getreten 2008: <https://www.behindertenrechtskonvention.info/uebereinkommen-ueber-die-rechte-von-menschen-mit-behinderungen-3101/#0-praembel> [27.06.2023].
- UN- Behindertenrechtskonvention – Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, Präambel 22, in Kraft getreten 2008: <https://www.behindertenrechtskonvention.info/uebereinkommen-ueber-die-rechte-von-menschen-mit-behinderungen-3101/#0-praembel> [27.06.2023].
- Waldschmidt, Anne (Hrsg.in) (2022): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer.
- Waldschmidt, Anne (2020a): Jenseits der Modelle. Theoretische Ansätze in den Disability Studies. In: Brehme, David; Fuchs, Petra; Köbsell, Swantje; Wesselmann, Carla (Hrsg._innen): Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 56-73.
- Waldschmidt, Anne (2020b): Disability Studies zur Einführung. Hamburg: Junius.

- Waldschmidt (2011): Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu. In: ÖZS. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 2011, Vol.36 (4), 89-106.
- Waldschmidt, Anne (2007): Macht – Wissen – Körper. Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies. In: Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (Hrsg._innen): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript, 55-77.
- Waldschmidt, Anne (2005): Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? In: Psychologie & Gesellschaftskritik 29, H. 1, 9–31.
- Waldschmidt, Anne; Karim, Sarah (2022): Was sind Disability Studies? Profil, Stand und Vokabular eines neuen Forschungsfeldes. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer, 1-18.
- Waldschmidt, Anne; Schillmayer, Michael (2022): Theorieansätze in den Disability Studies. In: Waldschmidt, Anne (Hrsg.in): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer, 73-92.
- Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (Hrsg._innen) (2007): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript.
- Windisch, Monika (2014): Behinderung, Geschlecht, soziale Ungleichheit. Intersektionelle Perspektiven. Bielefeld: transcript.
- Wolbring, Gregor (2004): Solutions Follow Perceptions: NBIC and the concept of health, medicine, disability and disease. In: Health Law Review 12(3), 41-46.
- Wunder, Michael; Sierck, Udo (1982) (Hrsg.): Sie nennen es Fürsorge. Behinderte zwischen Vernichtung und Widerstand, Zeitschrift für Gesundheitswesen. Berlin: Verlagsgesellschaft Gesundheit.
- Yaghoobifarah, Hengameh (2018): Stars und Sternchen, Kolumne vom 11.05.2018. In: Missy Magazine. Magazin für Pop, Politik und Feminismus. <https://missy-magazine.de/blog/2018/05/11/stars-und-sternchen/> [20.06.2023].
- Zola, Irving Kenneth (1993): Self, Identity and the Naming Question. Reflections on the Language of Disability. In: Social Science and Medicine, 36(2), 167-173.